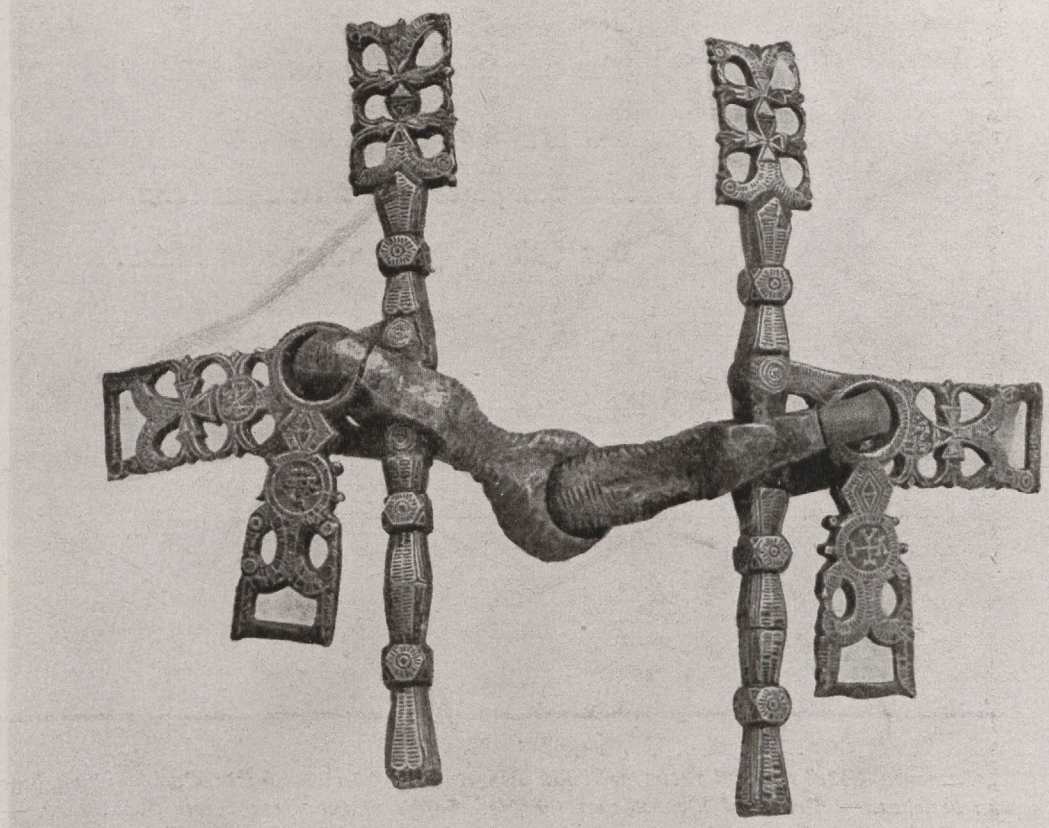
P 1. 6. 42

7. Jahrgang Heft 3/4 März/April 1942

STADTBIBLIOTHEK IELBINGEN

Germanen-Erbe

Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte



WESTGOTISCHE PFERDETRENSE
aus Spanien
Eisen, silbertauschiert, um 700

Amtliches Organ des
Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte
und des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Preis 90 Pfg.

7. Jahrgang 1942

Germanen-Erbe

Heft 3/4

Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte u. des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP.

Herausgeber: Hans Reinerth

Inhalt dieses Heftes:

Theodor Steche: Südrußlands älteste Bewohner nach den Schriftquellen 34

Wilhelm Reinhart: Germanische Reichsgründungen auf der iberischen Halbinsel 42

C. Arriens: Eine Werkstatt der Steinzeit 54

P. H. Stemmermann: „Vorgeschichtliche" Speicherbauten im Anjou 55

Nachrichten 63

Bücheranzeigen 64

Wer vergangne Ding betracht',
Der gegenwärtigen hat Macht
Wer Künftiges draus ermessen kann,
Den halt ich für einen weisen Mann.

Alter Spruch

„Germanen-Erbe" erscheint zweimonatlich in Doppelheften und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. — Preis des Doppelheftes 90 Pfg. Halbjährlicher Bezugspreis RM. 2.70. — Beiträge und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8, einzusenden. Anzeigen und Beilagen werden vom Verlag angenommen. Abdruck von Beiträgen und Bildern nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig C 1, Salomonstraße 18b

HIRTENJUNGE im Strohregenmantel *Schwarzwald*

Theodor Steche

Südrußlands älteste Bewohner nach den Schriftquellen

In den Gebieten, welche die deutsche Wehrmacht der Sowjetunion entrissen hat, ist die deutsche Vorgeschichtsforschung mit der Aufhellung der Vor- und Frühgeschichte dieser Räume beauftragt worden. Selbstverständlich ist es für uns Deutsche am wichtigsten, die Spuren zu finden, welche die Germanen, nämlich zuerst die Bastarner und dann die Goten mit ihren Verwandten, im Boden Südrußlands hinterlassen haben; aber die Grabungen haben auch viele Funde geliefert und werden weiterhin Gegenstände an den Tag bringen, die von den nichtgermanischen Einwohnern dieser Landschaften stammen und für die Frage, wieweit die Germanenvölker die Vorbewohner eingeschmolzen oder vertrieben haben, wichtig sein können. Bei den aus der frühgeschichtlichen Zeit stammenden Funden ist es nötig, daß sie mit den richtigen Volksnamen belegt werden; da diese nur in den griechischen und lateinischen Schriftquellen bezeugt sind, muß jeder Vorgeschichtsforscher, der in Südrußland eingesetzt wird, das Wichtigste von ihnen wissen.

Die älteste vollständig erhaltene Schilderung des nördlich vom Schwarzen Meer liegenden Landraumes steht im 4. Buch des Geschichtswerkes, das der Grieche Herodot in der Mitte des 5. Jahrhunderts v. d. Ztr. geschrieben hat. Er behandelt darin den Feldzug, den der Perserkönig Darius um 510 gegen die Könige der Skythen führte. Das Perserheer zog an der Südwestseite des Schwarzen Meeres entlang und überschritt die Donau auf einer Schiffbrücke dicht oberhalb der Teilung des Stroms in seine Mündungsarme. Diese Brücke wurde bewacht von den Flottenmannschaften der Griechenstädte, die an Kleinasiens Westküste lagen und dem Perserkönig untertan waren; da Herodot in einer dieser Städte geboren war und später selbst auf einer Reise die Griechenstädte im westlichen Skythenland besucht hat, sind seine Nachrichten ausführlich und genau. Für die Vorgeschichtsforschung sind sie wertvoll wegen der Angaben, wie die Völker örtlich verteilt waren.

Das Skythenland begann im heutigen Rumänien an der untersten Donau; aus ihm ergossen sich fünf Flüsse in diese. Deren größter hieß bei den Skythen Porata, bei den Griechen Pyretos; also floß der Pruth noch im Skythenland. Nördlich der Donau ergoß sich der Tyras, der heutige Onjestr, ins Meer; an seiner Mündung lag die gleichnamige Griechenstadt, deren Bewohner Herodot Tyriten genannt hat. Die nächsten Flüsse hießen Hypanis und Borysthenes und hatten eine gemeinsame Mündung; da Herodot den Borysthenes den größten Strom in Europa nächst der Donau genannt hat, war er der Onjepr und der Hypanis der Bug. Die Namen Danaper und Danaster sind erst seit dem 4. Jahrhundert u. Ztr. bezeugt, als Südrußland schon gotisch war; beide Namen klingen aber nicht germanisch, ihr Ursprung ist unbekannt.

Am unteren Onjepr erstreckte sich zu Herodots Zeit das Land Hyläa, d. h. Waldland. Drei Tagereisen oberhalb der Mündung erhielt der Borysthenes von Norden den Nebenfluß Pantikapes, den heutigen Ingulez. In den großen Meerbusen Karkinites, die Bucht von Perekop, ergoß sich der Fluß Hypakiris mit seinem von Norden kommenden Nebenfluß Gerros; beide sind heute infolge der Entwaldung fast versiegt. Als letzten Fluß des Skythenlandes, der dessen Ostgrenze bildete, hat Herodot den Tanais, den heutigen Don, angeführt; einer seiner Nebenflüsse, vermutlich der jetzige Donez, hieß Hyrgis.

Die von Herodot nacherzählte Stammsage der Skythen, die sich selbst Skoloter nannten, teilte das Volk in die vier Stämme der Auchaten, Katiarer, Traspier und Paralaten. Aber diese Namen sind nur einmal ohne Ortsangaben erwähnt; daher können die Vorgeschichtsforscher nur die Namen der Volksgruppen benutzen, in welche die Griechen das Skythenvolk teilten. Am unteren Bug wohnten die Kallipider, an der Onjeprmündung die Borysthenіten, die sich selbst Olbiopoliten, d. h. Bewohner der Stadt Olbia, nannten; diese beiden Völkerschaften waren griechische Kolonisten. Am Bug wohnten stromauf von den Kallipidern die skythischen Alazonen bis zu der vier Tagereisen entfernten Bitterquelle Exampäus, deren Wasser das des Bugs ungenießbar machte; die Auffindung dieser Quelle als ehemaliger Volksgrenze ist für die Vorgeschichtsforschung wichtig. Fünf Tagereisen am Bug entlang oberhalb der Alazonen und drei Tagereisen entlang am untersten Onjepr bis zum Pantikapes (Ingulez) wohnten die „ackerbauenden Skythen“ (Georger); östlich vom Pantikapes und beiderseits vom Hypakirisflusse lebten die „wandernden Skythen“, die Nomaden. In der Landschaft Gerros, die am Ende der Schiffbarkeit des Borysthenes, also südlich der Stromschnellen des Onjepr lag, wurden die Skythenkönige begraben; ihre Bewohner hießen Gerren und waren die westlichsten der „königlichen Skythen“ (Basilider), die bis zum Don reichten. Die Namengleichheit mit der am

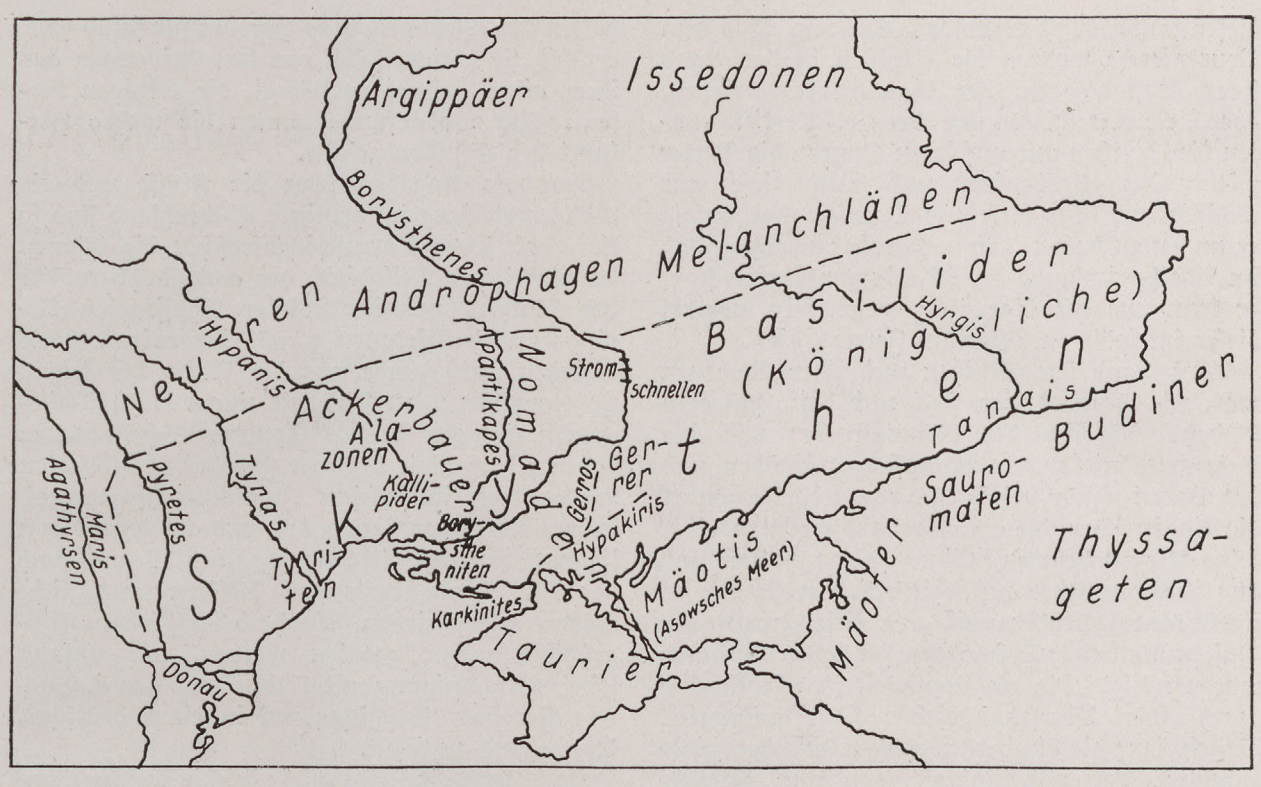


ABB. 1. DIE SKYTHEN *und ihre Nachbarn um 500 v. d. Ztr.*

Dnjepr liegenden Landschaft Gerros hat den Herodot zu dem Irrtum geführt, den Fluß Gerros für einen Arm des Borysthenes zu halten.

Als der Perserkönig Darius einrückte, standen die Skythen unter drei Königen. Diese baten die Könige der acht Nachbarvölker um ein Bündnis. Die Taurier, welche die Halbinsel Krim bewohnten, und die vier West- und Nordnachbarn lehnten ab; dagegen sagten die drei jenseits des Dons lebenden Ostnachbarn zu. Die Skythenkönige führten den Krieg als einen Ermüdungskrieg; sie ließen es nie zum Kampf kommen, sondern zogen immer einen Tagesmarsch vor den Persern her, zuerst bis zum Don und dann durch die Nachbarländer. Dadurch haben die Perser und danach Herodot so viele Nachrichten bekommen. Zuerst wandten sich die Skythen und ihnen folgend die Perser über den unteren Don in das baumlose Land der Sauromaten, die ein „unreines Skythisch" sprachen, also den Skythen verwandt waren. Herodot erwähnt auch deren Südnachbarn, die östlich vom Asowschen Meer lebenden Mäoter, nach denen dieses Meer im Altertum die Mäotis hieß. Aus dem Sauromatenland zogen die Skythen und Perser in das Land der ebenfalls südlich vom Don lebenden Budiner; dieses war bewaldet, aber die Waldgrenze verlief im Altertum viel südlicher als jetzt. Für die Vorgeschichtsforschung und Rassenkunde ist sehr wichtig Herodots Nachricht, daß die Budiner blaue Augen und blonde Haare hatten. In ihrem Land lag die von vertriebenen Griechen ganz aus Holz erbaute Stadt Gelonos, deren König sich ebenso wie der Budinerkönig den Skythen verbündet hatte; die Sprache der Geloner war halb griechisch, halb skythisch. Sie waren Ackerbauer, dagegen die Budiner Wanderhirten. Die Perser verbrannten die von den Bewohnern verlassene Holzstadt und rückten durch die Grenzeinöde, die das Budinerland von dem Jägervolk der Thyssageten trennte, das östlich von den Mäotern am Oberlauf der ins Asowsche Meer mündenden Flüsse lebte. Nun zogen die Skythen nach Norden und lockten die Perser hinter sich her durch das Gebiet der Melanchlänen (Schwarzmäntel), die nördlich der königlichen Skythen, also westlich vom Don, lebten und keine Skythen waren; dann kamen die Heere zu einem ebenfalls nichtskythischen Volk, das oberhalb der ungangbaren Dnjepr-Stromschnellen lebte und nach seinem auffallendsten Kennzeichen Androphagen (Männerfresser) genannt wurde. Schließlich erreichte der Heerzug die Neuren; diese hatten skythische Sitten und lebten am Hypanis (Bug) stromauf von den ackerbauenden Skythen. Ein vom Tyras (Dnjestr) durchflossener, von Herodot irrig als Quellsee des Stroms bezeichneter See lag an der Grenze zwischen den Ländern der Neuren und Skythen; für die Vorgeschichtsforschung ist es wichtig, in Verbindung mit der Geologie festzustellen, wo

dieser heute längst verlandete See lag. Aus dem Neurenlande wollten die Skythen in das Land ihrer Westnachbarn, der Agathyrsen, ziehen, aber diese verteidigten ihre Grenze. Deshalb rückten die Skythen und auf ihren Spuren die Perser wieder ins Skythenland und durch dieses zur Schiffbrücke; über diese zog Darius, ohne Erfolg errungen zu haben, heim. Herodot erwähnt, daß im Agathyrsenlande der Maris zur Donau floß; er kann nur der Sereth gewesen sein, obwohl dieser im späteren Altertum Jerasus hieß.

Alles Land der Skythen und ihrer Nachbarn war, wie Herodot sagt, flach und hatte schweren Boden. Nördlich der Männerfresser und der Schwarzmäntel waren Sümpfe und Einöden, und der Boden wurde steinig und rauh; dort wohnten die Argippäer, die eine eigene Sprache redeten, keine Waffen besaßen, Stumpfnasen hatten und angeblich von Kind auf kahlköpfig waren. Bis zu ihnen kamen Skythen und auch Griechen von der Dnjeprmündung; Dolmetscher für sieben Sprachen waren nötig. Die Kahlköpfigkeit ist offensichtlich durch einen Übersetzungsfehler für Bartlosigkeit eingetreten; die Argippäer müssen eins der friedlichen Völker ostbaltischer Rasse und finnisch-ugrischer Sprache gewesen sein und etwa im Flußgebiet der Desna gelebt haben. Sie erzählten, nördlich von ihnen wohnten auf Höhenzügen Menschen mit Ziegenfüßen und nördlich von diesen Menschen, die sechs Monate lang schliefen; auch hier liegen Übersetzungsfehler vor, die irgendeine Körpereigenschaft und die langen Winternächte des Nordens mißverstanden haben. Östlich von den Argippäern, aber noch westlich vom oberen Don, wie spätere Quellen ergeben, lebten die Issedonen; bei diesen war der kleinasiatische Grieche Aristeas gewesen und hatte seine Reise in Gedichten verherrlicht. Die Issedonen hatten ihm erzählt, daß nördlich von ihnen die Arimaspen, dann die „goldhütenden Greifen" und am nördlichsten die Hyperboreer (die Leute jenseits des Boreas, Nordwinds) bis zum Meere hin lebten. Da, wie Herodot berichtet, in der skythischen Sprache arima „eins" und spu „Auge" bedeutete, hielt man die Arimaspen für einäugig; auch die Auffassung ihrer Nordnachbarn als Greifen muß auf einer mißdeuteten Ähnlichkeit ihres Volksnamens mit dem griechischen Worte gryphos beruhen.

Die Skythen waren, wie Herodot erzählt, nicht die Ureinwohner ihres Landes, sondern hatten daraus die schon in den Homerischen Gedichten erwähnten Kimmerier vertrieben, die ins nördliche Kleinasien geflohen waren, aber der Meerenge von Kertsch den Namen Kimmerischer Bosporus hinterlassen hatten. Nach Herodots Meinung sind die Skythen aus Innerasien, von den Massageten vertrieben, gekommen; dem Aristeas hatten die Issedonen, was Herodot für falsch hält, erzählt, sie hätten, selbst von den Arimaspen aus ihrer alten Heimat verdrängt, die Skythen verjagt. Nur Bodenfunde können die wahre Herkunft der Skythen zeigen.

Herodots Angaben über die Flüsse und die Völkerverteilung im heutigen Südrußland sind so klar, daß jeder Vorgeschichtsforscher die Namen der skythischen Teilvölker, der acht Nachbarvölker der Skythen sowie der Mäoter, Thyssageten, Argippäer und Issedonen gemäß der obigen Karte benutzen und Funde aus der Mitte des letzten Jahrtausends v. u. Ztr. mit einem dieser Volksnamen belegen kann. Spätere Schriftquellen haben jedoch viele der von Herodot überlieferten Volksnamen in falschen Zusammenhängen und irrigen Ortslagen verwendet, und auf Grund von ihnen haben zahlreiche Forscher des 19. und noch des 20. Jahrhunderts den Völkern unmögliche Räume zugeschrieben. Deshalb muß jedem Vorgeschichtsforscher geraten werden, am Anfang seiner Beschäftigung mit Südrußland das 4. Buch von Herodots Geschichtswerk in einer deutschen Übersetzung zu lesen.

Nach Herodots Zeit richtete sich die Aufmerksamkeit der Griechen hauptsächlich auf die an der Meerenge von Kertsch liegenden Städte und die östlich vom Asowschen Meer lebenden Völker; diese Entwicklung ist gut dargestellt in dem 1931 in Berlin erschienenen Buch von M. Rostowzew, „Skythien und der Bosporus", das aber nur die Küstenlandschaften, nicht das Binnenland Südrußlands behandelt. Erst rund 500 Jahre nach dem Feldzug des Perserkönigs Darius entstand wieder eine zusammenfassende Beschreibung der Länder zwischen Donau und Don; sie steht im 7. Buch des großen Erdkundewerks, das der Grieche Strabo im Jahre 8 v. u. Ztr. in erster Fassung veröffentlichte. Die Skythen kennt dieser Mann nur noch als ein ehemaliges Volk, und er gibt auch die Ursache ihres Erlöschens an. Der letzte Herrscher der Griechenstädte am Kimmerischen Bosporus konnte dem Druck der Skythen nicht mehr widerstehen und trat deshalb die Herrschaft dem als Gegner der Römer bekannten gewaltigen König Mithridates von Pontos ab. Dessen Feldherren besiegten um 107 v. u. Ztr. den König Skiluros und seine Söhne, welche die Skythen und die in ihnen aufgegangenen Taurier, die Bewohner der Krim, beherrschten; nach der Niederlage wanderten die meisten Skythen über den Dnjestr und die Donau und vermischten sich im heutigen Bulgarien mit den Thrakern. Die Taurische Halbinsel (Krim) mit ihren Hafenstädten beschreibt Strabo eingehend; die heutige Steppe war damals eine Kornkammer für Griechenland! Die von Herodot nur als Bewohner der jetzigen Dobrudscha erwähnten Geten, ein

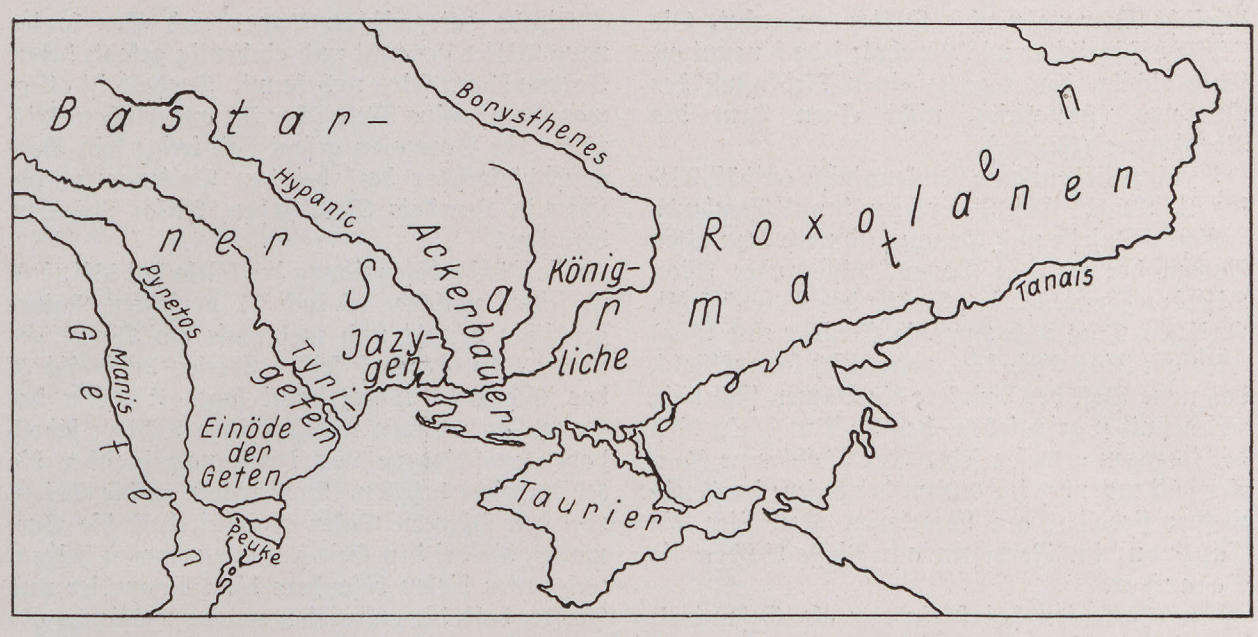


ABB. 2. SARMATIEN *zu Beginn u. Ztr.*

Teil der Thraker, besaßen in Strabos Zeit auch das Land am Flusse Maris, dem Sereth; die Agathyrsen waren erloschen. Ferner hieß das Küstenland zwischen Donau und Dnjestr die „Einöde der Geten", und an der Dnjestrmündung lebten die Tyrigeten; die von Herodot als Griechen bezeichneten Tyrigeten waren also ein Teil der Geten geworden. Auf die Tyrigeten folgten die Jazygischen Sarmaten, dann die Georger (Ackerbauer) und die Basilider (Königlichen), die aber Strabo nicht mehr Skythen genannt hat; die Ebenen zwischen dem Dnjepr und dem Don bewohnten die Roxolanen, diese waren ein Teil der Hamaxobier, die nicht in Häusern, sondern in Reisewagen (hamaxa) lebten und daher die „Wagenbewohner" hießen. Im Binnenlande saßen, von den Tyrigeten bis zu den Germanen reichend, die Bastarner, nach Strabos richtiger Ansicht selbst germanischen Stammes. Welche Völker nördlich von den Bastarnern und den Roxolanen lebten, war in Strabos Zeit den Griechen unbekannt.

Sämtliche Völkernamen, die Herodot in dem nördlich der Krim liegenden Südrußland aufgeführt hatten, waren am Beginn u. Ztr. erloschen! Mehrere Geschichtswerke überliefern, wann die Wechsel eintraten. Der Grieche Diodor berichtet, daß um 342—335 der Ostteil des Skythenlandes an das neue Volk der Sarmaten überging. Durch den Römer Pompejus Trogus ist bekannt, daß zwischen 233 und 230 die Bastarner in den Schwarzmeerraum eindrangen. Andere Werke vermelden, daß ein Teil von ihnen 179 die untere Donau überschritt, viel in Thrakien kämpfte, 29 von den Römern besiegt wurde und seitdem auf die im Donaudelta liegende Insel Peuke beschränkt war; von dieser erhielt dieser Bastarnerstamm den von Strabo zuerst bezeugten Volksnamen Peukiner. Die Roxolanen kämpften, wie Strabo schreibt, im Bündnis mit Skiluros, wurden aber von Diophantos, einem Feldherrn des Königs Mithridates, besiegt; das Volk bestand also als ein Teil der Sarmaten schon um 107 v. u. Ztr. Die Jazygen hat auch der in die Dobrudscha verbannte Dichter Ovid um 15 u. Ztr. als nördlich der unteren Donau lebendes Volk erwähnt; noch vor 50 zogen sie zwischen Donau und Theiß und lebten dort bis ins 4. Jahrhundert. Sie müssen nach der Abwanderung der Skythen, also um 100 v. u. Ztr. als westlichster Teil der Sarmaten den Dnjepr überschritten haben.

Rund ein halbes Jahrhundert nach der ersten Fassung von Strabos Erdkundebuch, 40 oder 41 u. Ztr., verfaßte der Römer Pomponius Mela seine Länderbeschreibung (Chorographia). Sie enthält als wichtigste Neuerung im 1. Buch die Ausdehnung des Volksnamens Sarmaten vom Don bis zu den Germanen; im 3. Buch hat Mela als ältester Schriftzeuge den Fluß Vistula, die Weichsel, erwähnt und als Grenze zwischen Germanen und Sarmaten bezeichnet. Diese waren, wie Mela sagt, in Aussehen und Bewaffnung den Parthern am ähnlichsten; völlig dazu stimmend hat Rostowzew aus den Funden bewiesen, daß die Roxolanen, der größte Sarmatenteil, ein iranisches Volk waren. Die Ähnlichkeit der Namen Sarmaten und Sauromaten war also ein Zufall; beide Namen sind aber von Römern und Griechen oft verwechselt worden. Den Namen Skythen hat Mela nur als Sammelbezeichnung für die um das

kaspische Meer wohnenden Völker verwendet. Die Flüsse beschreibt er wie Herodot; jedoch nennt er, sicher richtig, den Gerrus einen Nebenfluß des Ypacares (Hypakiris), nicht einen Arm des Borysthenes (Dnjepr).

Weniger bedeutsame Neukenntnisse enthält Melas 2. Buch. Die Bewohner des Küstenlands zwischen Dnjestr und Donau sind nach dem alten Namen der unteren Donau, Hister oder Ister, Histrier genannt; die „Einöde der Geten" fehlt. Zwischen Tyra und Hypanis (Dnjestr und Bug) lebte am Fluß Axiakes, vermutlich dem Tiligul, das neue Volk der Axiaker; die Namen sind irrig mit s statt x geschrieben, das Volk muß ein Rest der Jazygen gewesen sein. Der Volksname Taurier galt nur noch im Süden der Krim; im Nordwesten siedelten am Meerbusen Karkinites die Taphren, im Nordosten am Flusse Bukes die Satarcher.

Die Sarmaten hat Mela nur als Gesamtvolk beschrieben; die von Strabo aufgeführten neuen Volksnamen hat er nicht gekannt. Dies führte ihn zu dem Irrtum, die von Herodot genannten Völker hätten als Teile der Sarmaten noch in seiner Zeit gelebt! Daher führt er die Kallipider, Georger (Ackerbauer), Nomaden (Wandernden) und Basilider (Königlichen), welche Herodot als Teile der Skythen erwähnt hatte, die Skythennachbarn Agathyrsen, Neuren und Melanchlänen (Schwarzmäntel) sowie die Nordvölker der Arimaspen und goldhütenden Greifen als bestehende Sarmatenvölker auf; östlich vom Don nennt er wie Herodot die Sauromaten, die Budiner mit der Stadt Gelonion, die Thyssageten und die Hyperboreer. Mehrere Unterschiede zeigen aber, daß ihm nicht Herodots Werk, sondern heute verlorene Schriften vorgelegen haben. Die Issedonen heißen Essedonen und sind ebenso wie die Agathyrsen irrig an die Nordseite des Asowschen Meeres verlegt; im Lande der Neuren soll der Tyra (Dnjestr), nicht der Hypanis (Bug) entspringen; die Melanchlänen sind nicht nur im Westen des Dons, sondern auch am Schwarzen Meer östlich von Kertsch, dagegen die Gelonen auch im Westen, getrennt von ihrer Stadt Gelonion, erwähnt; die Androphagen (Männerfresser) sollen ein Teil der asiatischen Skythen sein, während in Europa die Anthropophagen (Menschenfresser) lebten; Nomaden sind in Europa und Asien angeführt. Die von Herodot genannten Skythenstämme Auchaten, Katiarer, Traspier, Paralaten, Alazoner und Gerren sowie die kahlköpfigen Argippäer, Ziegenfüßler und Sechsmonatsschläfer fehlen bei Mela. Die Agathyrsen und ein westlich vom Don lebender Teil der Sauromaten sind Wandervölker genannt und wegen des Lebens in Wagen mit dem zuerst bei Strabo bezeugten Namen (H) Amaxobier belegt.

Strabo hat zwischen Donau und Don lauter neue Völker genannt und eindeutig gesagt, deren Nordnachbarn seien unbekannt. Deshalb ist alles, was Pomponius Mela über die angeblichen Teilvölker der Sarmaten gesagt hat, irrig; kein Vorgeschichtsforscher darf bei den Volksnamen, die schon in Herodots Werk stehen, Melas Angaben benutzen!

Die Länderbeschreibung des Mela hat Plinius in seiner zwischen 70 und 77 verfaßten Naturgeschichte benutzt und mehrmals als Quelle genannt. Im 4. Buch seines Werkes beschreibt er das Schwarze Meer; dabei sagt er: „Von der Donau an wohnen nur skythische Völker; jedoch haben verschiedene von ihnen nacheinander die Küstenstriche besessen. Bald waren es die Geten, von den Römern Daker genannt, bald die Sarmaten, die bei den Griechen Sauromaten heißen, und unter diesen besonders die Hamaxobier und Aorser, bald die entarteten und von Sklaven abstammenden Skythen oder Troglodyten (Höhlenbewohner), bald die Alanen und Roxolanen". Die Aorser, die später Alanen hießen, berührten das Schwarze Meer östlich von Kertsch; Entartung, Abstammung von Sklaven und Höhlenbewohnung hatte schon Herodot einigen Skythenstämmen zugeschrieben. Weiter sagt Plinius, dem Mela folgend, der Name Skythen gelte nur noch für sehr entfernte Völker und sei sonst in die Namen Germanen und Sarmaten übergegangen.

An der Küste nennt Plinius zuerst den Tyra (Dnjestr) mit den Tyrageten, dann die nach dem ihr Land durchströmenden Fluß benannten Axiaker, darauf als Neuheit die Krobinger und den Fluß Rhode und sodann den Borysthenes. Die Schreibungen gg und Rh in den Namen Crobiggi und Rhode bezeugen eine griechische Vorlage; die Endung -ing- deutet darauf hin, daß ein Stamm der germanischen Bastarner hier die Schwarzmeerküste erreicht hatte. Hier muß man auf Funde achten. Dann folgen zwei weitere neue Volksnamen; südlich der Dnjeprmündung wohnen die Taurischen Skythen, im Waldlande Hyläa die Enäkadloer. Genau beschreibt Plinius die Krim und sagt dabei, sie sei von 30 Völkerschaften bewohnt; sechs davon werden „Städte" genannt, tragen aber unverkennbare Volksnamen. Hier spiegelt sich die Einteilung in civitates (Volksgemeinden) römischen Rechts; denn kurz zuvor war die Halbinsel Krim dem Römerreich einverleibt worden. Aus dem von Mela erwähnten Volke der Taphren ist bei Plinius die auf der Landenge von Perekop liegende Stadt Taphrä geworden; dagegen sind die Satarcher noch als Volk angeführt. In den Meerbusen Karkinites fließt der Pakyris (Herodots Hypakiris); dagegen münden der von Mela zuerst bezeugte Bukes, der Gerrus und der Hypanis in den See Bukes, das

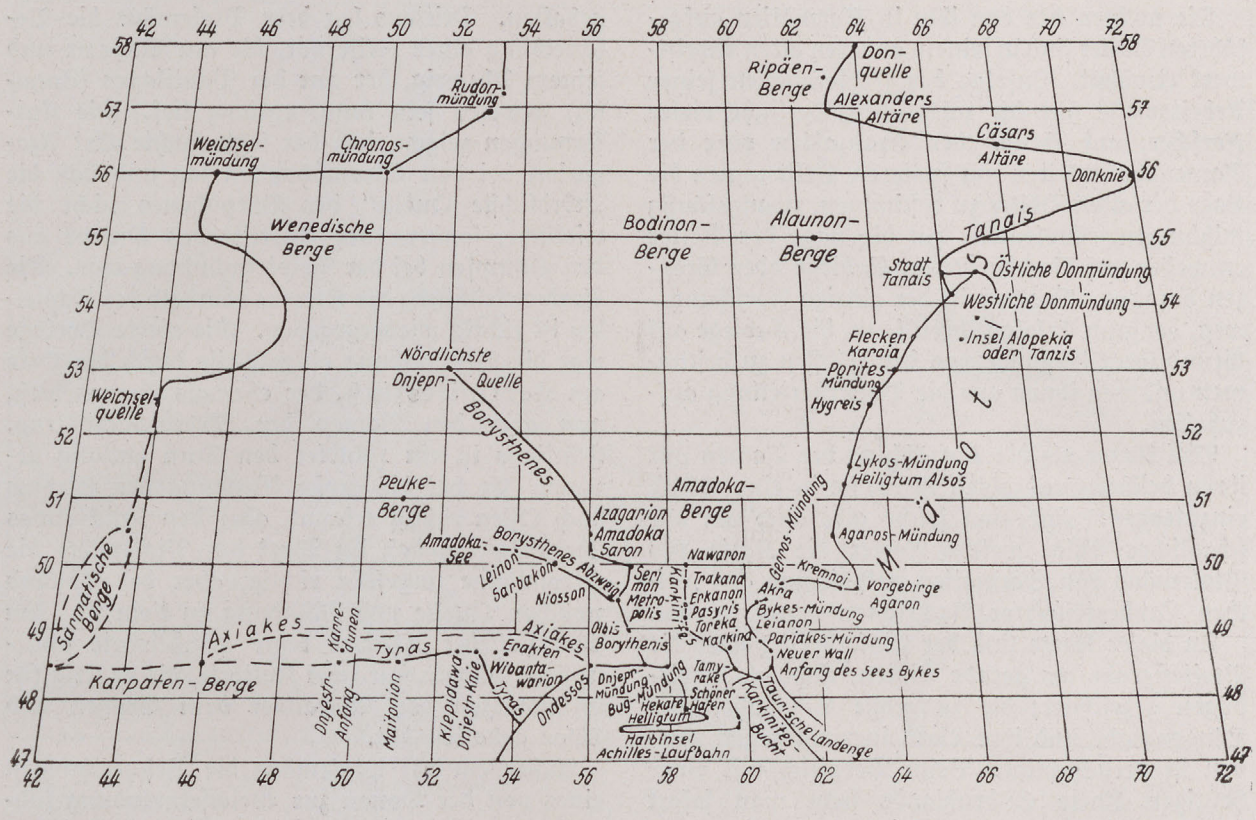


ABB. 3. DAS SÜDLICHE SARMATIEN *im Werk des Claudius Ptolemäus*

zwischen Perekop und dem Asowschen Meer liegende „Faule Meer". Die Namen Gerros und Hypanis hatten also ihre Bedeutung gewechselt.

Nördlich von Taphrä nennt Plinius die Aucheten; deren Namenähnlichkeit mit dem von Herodot erwähnten Skythenstamm war vielleicht ein Zufall. Weiterhin nennt er dort die Neuren, bei denen der Borysthenes, nicht der Hypanis, entspringen soll, die von Herodot östlich des Dons aufgeführten Geloner, Budiner und Thyssageten, dann wie Mela die Basilider (Königlichen), Agathyrser, Nomaden und Anthropophagen (Menschenfresser). Südlich der Dnjeprmündung sollen zusammen mit den Taurischen Skythen die Siraker wohnen; Strabo und Mela haben diese jedoch östlich vom Asowschen Meer erwähnt. An die Nordseite dieses Meeres hat Plinius wie Mela die Sauromaten und Essedonen gesetzt und davor an die Küste die Mäoter, die alle anderen Quellen an die Ostseite legen! Als letztes Volk im Sarmatenlande bespricht Plinius eingehend die Hyperboreer. Da er die Thyssageten, Sauromaten und Mäoter später im 6. Buch seines Werkes selbst östlich vom Don und Asowschen Meer genannt hat, sind ihm in der Aufstellung der angeblich im Sarmatenland lebenden Völker außer den schon von Mela gemachten Fehlern noch andere unterlaufen. Die Vorgeschichtsforscher dürfen die Angaben des Plinius über die Binnenvölker Südrußlands ebensowenig benutzen wie die des Pomponius Mela.

Um 150 verfaßte in der ägyptischen Stadt Alexandria Claudius Ptolemäus seine „Anleitung zum Erdkartenzeichnen" (Geographiké hyphégesis). Darin gibt er für jedes Land der damals bekannten Erdoberfläche die Längen- und Breitengradzahlen der Küsten, Grenzen, Flüsse, Gebirge und Ortschaften sowie die Namen der Völker an. Aber Ptolemäus hatte nur von sehr wenigen Orten Breitengradbestimmungen und mußte von diesen aus auf Grund der in seinen Vorlagen angegebenen Entfernungen die Gradzahlen der übrigen Orte berechnen; dieses Verfahren hat den großen Nachteil, daß ein eingeschlichener Fehler auf alle von diesem Ort aus berechneten Punkte weiter wirkt. Ferner waren viele Entfernungs- und Richtungsschätzungen ungenau. Endlich waren die, von der kanarischen Insel Ferro aus gezählten, Längengrade des Claudius Ptolemäus zu schmal; Sarmatien, das in seinem Werk ebenso wie bei Pomponius Mela von der Weichsel bis zum Don reicht, erstreckt sich tatsächlich über 25, bei Ptolemäus dagegen über 30 Längengrade. Die Taurische Halbinsel (Krim) hat Ptolemäus nicht zu Sarmatien gerechnet und darin kein Volk, sondern 12 Hafen- und 14 Binnenstädte, unter diesen auch Taphros und Satarche, aufgezählt.

Die meisten der von ihm in Sarmatien aufgeführten Völker sind in keinem anderen alten Schriftwerk erwähnt. Infolge der Fehlerquellen seiner Arbeitsweise sind die zahlreichen Versuche vieler Forscher, auf Grund der Gradzahlen oder der Namenähnlichkeiten mit späteren Volksnamen die Lage der alten Völker zu bestimmen, zwangsläufig mißlungen. Ptolemäus hat die Lage der Völker entweder auf Nachbarvölker, Gebirge oder Grenzen bezogen. Deshalb ist der einzige Forschungsweg, der zum Erfolg führen kann, die Gebirge auf Grund ihrer Abstände von den Flüssen zu bestimmen und von ihnen aus die Völkerverteilung aufzuhellen.

Viel kürzer als die Aufzählung der Namen mit ihren beiden Gradzahlen ist es, sie in eine Skizze einzutragen. Nur eine solche gibt auch ein anschauliches Bild, welche Fehler die Karte des Ptolemäus von Sarmatien enthält und aus welchen Landesteilen er Nachrichten verwertet hat.

In dieser Karte sind der Einfachheit halber die Breitengrade als gerade Linien, nicht als Kreisbögen gezeichnet; die zu große Schmalheit der Längengrade und ihre Verkleinerung gegen Norden ist berücksichtigt. Beim Vergleich mit einer heutigen Karte Südrußlands sieht man sofort den Hauptfehler: Der Unterlauf des Onjepr, der Meerbusen Karkinites, die Küste des Faulen Meeres (Bukes-See) und des Asowschen Meeres (Mäotis) sind nicht von Ostnordost nach Westsüdwest, sondern beinah von Nord nach Süd gerichtet. Dieser Fehler geht auf Herodot zurück; denn dieser hatte gesagt, der Borysthenes komme von Norden her und das Skythenland werde im Osten vom See Mäotis begrenzt. Durch die falsche Küstenrichtung sind die Donmündungen sieben Breitengrade zu weit nach Norden gekommen.

An der Gruppenbildung der Kartenpunkte erkennt man, welche Vorlagen Ptolemäus benutzt hat. Die erste war eine Küstenbeschreibung, die bis zu den Donmündungen reichte; sie hatte die Onjeprmündung um fast zwei Breitengrade nach Norden verrückt und die sehr verwickelte Küstengestalt davor nicht richtig dargestellt. Die zweite Vorlage war die Reisebeschreibung eines römischen Händlers, der die Lande am mittleren Onjestr besucht hatte. Der Flußlauf und die Karpatenberge haben im Werk des Ptolemäus fast richtigen Breitengrad; das beweist, daß der Händler nicht vom Schwarzen Meer gekommen war, sondern aus der Römerstadt Aquincum (Budapest), die richtige Breite hat und ein Hauptmeßpunkt des Ptolemäus war. Der Händler hatte den Onjestr etwa nördlich von Czernowitz erreicht; daher hat Ptolemäus den „Anfang", nicht die „Quelle" des Flusses angegeben und den aus den Karpaten kommenden Oberlauf des Onjestr fälschlich für den des Axiakes (Tiligul) gehalten. Drittens lag dem Ptolemäus die Beschreibung einer Reise vor, die am Onjepr und seinem Abzweig, der nur der Pantikapes (Ingulez) gewesen sein kann, entlang lief. Die Entfernungen zeigen, daß der letztbesuchte Ort Azagarion bei den Stromschnellen lag und daß die „nördlichste Quelle" des Borysthenes nicht die wirkliche, sondern der Austritt des Onjepr aus den Sümpfen bei der Pripjetmündung war. Die Nordwestrichtung des Stroms oberhalb der Schnellen ist richtig wiedergegeben. Die vierte Vorlage war die Beschreibung einer Reise durch die Orte am Karkinitesfluß, der ehemals Gerros hieß, nun aber den Namen der Meeresbucht trug. Fünftens ist ein Händler den Don entlang gezogen. Er hat die große Wendung des Stroms nach Osten richtig erkannt, aber den Knick etwas überschätzt, so daß im Werk des Ptolemäus die Stromlänge ungefähr richtig, aber der Abstand zwischen Quelle und Mündung zu klein ist. Am Don hat der Händler keine Handelsorte angetroffen, sondern nur zwei Kultorte, die er irrig für Gründungen von Alexander dem Großen und Cäsar gehalten hat.

Außerdem hat Ptolemäus die Beschreibungen eines von der Donau zur Weichselmündung führenden Handelsweges und der Ostseeküste zwischen der Weichsel und Newa vor sich gehabt. Diese beiden Quellen und die östlich der Weichsel in Sarmatien lebenden Völker habe ich in meinem 1937 in Leipzig erschienenen Buch „Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus" besprochen.

In diesen beiden Vorlagen waren auch die Wenedischen Berge und die Bodinon-Berge erwähnt. Der Abstand von der Weichselmündung zeigt, daß die ersten die bis 375 m aufsteigenden Masurischen Höhen, die zweiten die 344 m erreichenden Höhen nördlich von Minsk waren. Dagegen gehören die Alaunonberge ins Dongebiet und sind nur durch dessen Nordverschiebung in die Nähe der Bodinon-Berge gekommen; man muß sie den Höhen gleichsetzen, die sich nördlich von Taganrog bis 369 m erheben. Ripäen hießen bei den Griechen seit alters die unbekannten Berge, aus denen der Don entsprang; der reisende Händler oder Ptolemäus haben diesen Namen für den einheimischen der Höhenzüge eingesetzt, die östlich von Orel und Kursk bis 300 m aufsteigen. Die Amadoka-Berge trugen denselben Namen wie die am Onjepr liegende Stadt Amadoka und entsprechen den Höhen, die etwa 120 km östlich des Stromunterlaufs 290 m erreichen. Die Peuke-Berge haben von den Karpaten denselben Abstand wie die bis 405 m hinaufreichenden Wolhynischen Höhenzüge um Kremenez und Dubno; der am Onjestr reisende Händler hatte ihren Namen erfahren.

ABB. 4. DIE VÖLKER im südlichen Sarmatien *um 150 u. Ztr.*

Nachdem die von Ptolemäus benutzten Vorlagen erkannt und die Gebirge festgelegt sind, kann man seine Völkerliste deuten. Sie beginnt mit den Worten: „In Sarmatien wohnen als größte Völker die Weneden am ganzen Wenedischen Meerbusen (Frischen Haff) entlang, oberhalb Dakiens die Peukiner und Bastarner, längs der ganzen Seite des Asowschen Meeres die Jazygen und Roxolanen und landeinwärts von diesen die Hamaxobier und die Alaunen-Skythen". Daß die Peukiner sich seit Strabos Zeit von der Donauinsel Peuke aus zu einem großen Volk ausgedehnt hatten, wird durch den Namen der Peuke-Berge bestätigt. Die Reihe der Bastarner, Jazygen, Roxolanen und Hamaxobier stammt offensichtlich aus dem Werk des Strabo; Bastarner und Roxolanen lebten im 2. Jahrhundert noch in Sarmatien, dagegen sind die beiden anderen Namen zu streichen, denn die Jazygen waren nach Westen abgewandert, und das Wort Hamaxobier war eine griechische Sammelbezeichnung „Wagenbewohner", aber kein einheimischer Volksname. Die Alaunen-Skythen hat Ptolemäus als erster erwähnt; die Ähnlichkeit ihres Namens mit dem der nördlich vom Kaukasus schon vor Ptolemäus bezeugten Alanen scheint zufällig zu sein. Die Alaunen lebten nordwestlich der nach ihnen benannten Alaunon-Berge im Flußgebiet des Donez.

Nach den Großvölkern zählt Ptolemäus die kleineren Volksstämme auf, zuerst zwölf östlich der Weichsel und an den Karpaten lebende, dann deren sechs Ostnachbarn und darauf fünf an der Ostsee bis zur Newa wohnende. Südlich von diesen sollen die Agathyrsen und Aorser gelebt haben; hier hat Ptolemäus unberechtigt zwei längst verklungene Volksnamen in das ihm völlig unbekannte Mittelrußland gesetzt. Hinter den Aorsern nennt er die Pagyriten; weiter heißt es: „Unterhalb dieser sind die Sawarer und Borusker bis zu den Ripäen-Bergen, dann die Akiber und Nasken, unter diesen die Wibioner und Idren und unterhalb der Wibioner bis zu den Alaunen die Sturnen, zwischen den Alaunen und den Hamaxobiern die Karyoner und Sargatier, bei der Umwendung des Donflusses die Ophloner und Tanaiten, unterhalb dieser die Osyler bis zu den Roxolanen und zwischen den Hamaxobiern und den Roxolanen die Reukalanen und die Exobygiten." In dieser Namenreihe müssen die griechischen Sammelnamen Hamaxobier und Tanaiten (Donanwohner) gestrichen werden. Die Pagyriten, Sawarer, Borusker, Akiber, Nasken, Wibioner, Idren, Ophloner und Osyler wohnten als Kleinvölker an der Westseite des Dons, die Sturnen, Karyoner, Sargatier, Reukalanen und Exobygiten als deren Westnachbarn im Donbogen östlich von dem Großvolk der Alaunen. Der reisende Händler hat entweder auch sie aufgesucht oder ihre Namen von den Donanwohnern erfahren.

Danach schreibt Ptolemäus: „Weiterhin sind zwischen den Peukinern und Bastarnern die Karpianer, oberhalb von diesen die Gewiner und

dann die Bodiner." Diese Namen hat der am Onjestr reisende Händler erfahren; den Gewinern scheint der nördlich des Flusses liegende Ort Karrodunon gehört zu haben. Dann erwähnt Ptolemäus „zwischen den Bastarnern und Roxolanen", also am Ostufer des von etwa Kiew bis Onjepropetrowsk reichenden Teil des Onjeprlaufes, die Chunen; dem Namen der erst viel später eingewanderten Hunnen war dieser Name nur durch Zufall ähnlich. „Unterhalb der eigenen Berge" wohnten die Amadoker und die Nawarer; das waren die Bewohner der Städte Amadoka am Onjepr und Nawaron am Karkinites. Der Name Amadokasee zeigt, daß sich das Gebiet der Amadoker im Westen bis zum oberen Ingulez erstreckte. Neben dem Bykes-See (Faulen Meer) lebten die Torekkader, an der Halbinsel „Achilles-Laufbahn" südlich der Onjeprmündung die schon von Plinius in dieser Gegend genannten Tauroskythen. Unterhalb der Bastarner, am unteren Onjestr, lebten nach Dakien hin die Tagren und unterhalb ihrer die schon in Strabos Zeit bestehenden Tyrageten.

Die Völkerliste des Ptolemäus ist klar und anschaulich; die Volksnamen hat der Verfasser sicherlich nicht am Schreibtisch in Alexandria erdacht. Daher verdient Ptolemäus keineswegs das schlechte Urteil, das viele Forscher des 19. Jahrhunderts wegen der falschen Gradzahlen über ihn gefällt haben, sondern jeder Südrußlands Frühgeschichte bearbeitende Forscher kann die Volksnamen gemäß der obigen Karte verwenden.

Herodot, Strabo und Claudius Ptolemäus sind die drei Schriftsteller, deren Angaben über Südrußland jeder darüber arbeitende Vorgeschichtsforscher lesen muß; für die Küstenlandschaften kommen noch Pomponius Mela und Plinius hinzu. Die übrigen Schriftzeugnisse sind in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften unter den einzelnen Volksnamen, für die Küstenstämme auch in Rostowzews Buch angegeben. Der örtliche Ansatz der Völker ist jedoch in vielen Aufsätzen der Realenzyklopädie überholt; veraltet sind jetzt auch Müllenhoffs Deutsche Altertumskunde und die Arbeiten der älteren Erforscher der Geographiegeschichte.

Bald nach der Zeit des Claudius Ptolemäus wanderten die Goten nach Südrußland ein; 214 sind sie zum erstenmal am Schwarzen Meer bezeugt. Damit begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Raums; er hat, namentlich seit dem Hunneneinfall um 370, viele neue Volksnamen gebracht und ist in ganz anderen Schriftwerken dargestellt. Mit dem Goteneinzug fand die Geschichte der ältesten Bewohner Südrußlands ihr Ende.

Wilhelm Reinhart

Germanische Reichsgründungen auf der iberischen Halbinsel

Die Landnahme der germanischen Völker als Folge des politischen Niederganges des römischen Imperiums schuf ähnlich wie im übrigen Europa auch auf der iberischen Halbinsel eine staatliche Umordnung. Die erste germanische Landnahme erfolgte im Jahre 409 durch die Wandalen, Sweben und Alanen, die aus dem Osten kommend, wandernd und kämpfend schließlich in das noch römische Hispanien gelangten. Dieses war in den letzten Jahrzehnten v. d. Ztr. dauernd in das römische Verwaltungssystem einbezogen worden, in dessen Folge sich ein beachtlicher kultureller Aufschwung ergab. Die Romanisierung ging mit Ausnahme einiger südlicher Küstenstriche nur langsam voran, im Innern des Landes lebten die iberischen und keltiberischen Stämme noch bis in das 4. Jahrhundert in einer gewissen Ursprünglichkeit weiter. Durch die stete Uneinigkeit der einzelnen Gebiete unter sich wurde die Herrschaft der Römer derart erleichtert, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit nur ganz geringfügige Kräfte notwendig waren. Es gab auch keinerlei kriegerische Handlungen während der 4 Jahrhunderte nach Beginn u. Ztr.

Rom verstand es, den iberischen Landadel durch Gewährung politischer Vorrechte zu gewinnen und ihm die Exekutive für seine Gesetze und seine Steuerordnung zu übertragen. Diese allmächtigen „possessores" wurden dadurch bald zu einer Plage für die bäuerliche Bevölkerung, auf welche schließlich die ganze Steuerlast gewälzt wurde. Kein Wunder also, daß, wie uns die Quellen berichten, die Germanen fast als Retter gegen ihre römischen Bedrücker begrüßt wurden. Da aus den geschilderten Gründen auch keine Wehrmacht in der vornehmlich friedfertigen Provinz vorhanden war, ging der Einmarsch der Wandalen, Alanen und Sweben ohne besonderes Blutvergießen vor sich. Die Halbinsel wurde von ihnen derart verteilt, daß der wandalische Stamm der Asdingen und die

Sweben die Provinz Gallaecia besetzten, die Alanen die Lusitania und Teile der Carthaginensis erhielten und die silingischen Wandalen die Baetica. Nur die östliche Provinz Tarraconensis blieb weiterhin römisch.

Schon nach wenigen Jahren kam eine neue Welle von Einwanderern nach Spanien: die Westgoten, die vorerst allerdings nur wenige Jahre im Lande blieben. Von Italien kommend, durchquerten sie unter Alarichs Schwager Athaulf das südliche Gallien und zogen, ebenfalls Siedlungsland suchend, in das zur Tarraconensis gehörige heutige Katalonien ein. Dort infolge Mangels an Lebensmitteln in schwierige Lage versetzt, mußten sie das Angebot des römischen Generals Gerontius annehmen, das ihnen Getreidelieferungen und Siedlungsland versprach, wenn sie vorher die zuerst eingedrungenen Völker bekriegten. Nach kurzen aber blutigen Kriegen, meist Germanen gegen Germanen, waren sie wirklich soweit, um (418) in die ihnen versprochene gallische Provinz „Aquitanica Secunda" ziehen zu können.

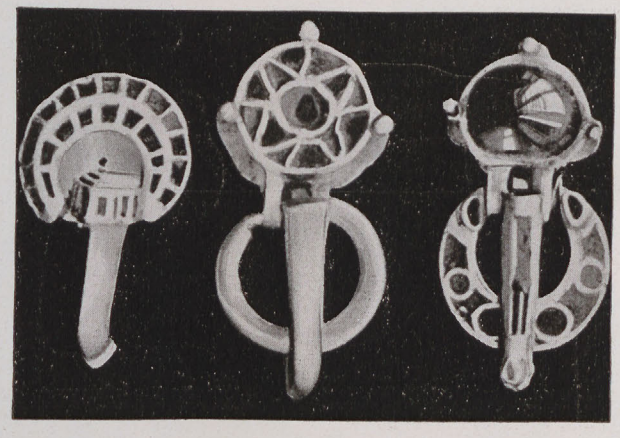


ABB. 1. GOLDSCHNALLEN 2 u. 3 Beja (Portugal). 1 Prov. Galicien, Archäolog. Museum Madrid

Das Reich der Sweben

Bald gab es auch unter den übrigen Völkern Besitzwechsel, als König Geiserich 429 mit allen Wandalen und den Alanen seine denkwürdige Überfahrt nach Nordafrika durchführte. Es verblieben auf der iberischen Halbinsel somit nur die Sweben, die unter ihrem König Hermerich im heutigen Nordportugal und in der Provinz Gallaecia (zu der auch das heutige Asturien gehörte) ein Reich gründeten, das bald an Ausdehnung gegen Süden zunahm. Braga wurde die Hauptstadt. Trotz mancherlei Widerständen seitens des iberoromanischen Adels und seines Anhanges sowie gelegentlichen Kriegen mit Westgoten und Römern war dieses Reich aber doch so fest gefügt, daß es einen Bestand von nahezu 2 Jahrhunderten hatte. Sein Ende war die gewaltsame Eingliederung in das inzwischen entstandene zweite (hispanische) Reich der Westgoten (585) durch dessen König Leowigild (568—586).

Das Swebenreich bildete die erste germanische Staatsgründung auf römischem Boden. Viele seiner Einrichtungen waren ähnlich jenen der späteren germanischen Reiche. Auch hier behielt die bodenständige iberoromanische Bevölkerung ihre bisherigen römischen Gesetze. Nur die Steuerordnung wurde neu und auf gerechtere Weise geregelt.

Zur Zeit der Landnahme waren die Sweben noch Heiden. Später nahmen sie unter Einfluß der arianischen Westgoten deren Religion an und einige Jahrzehnte vor dem Untergang ihres Reiches die katholische. Diese war es auch, die zum Zwist mit Leowigild führte.

Die wirtschaftliche Erstarkung des Landes ersehen wir aus den auf uns gekommenen Goldmünzen, den einzigen sicheren Überresten dieses Reiches.

Das erste Reich der Westgoten

Wie schon erwähnt, hatten die Westgoten im Süden von Gallien eine neue Heimat gefunden. Tolosa, das heutige Toulouse, wurde die Hauptstadt ihres neuen Reiches. Für dessen Festigung war ein mit Rom geschlossener Vertrag, der bis 439 andauerte, von großer Bedeutung. Im Innern des Reiches erstreckte sich die souveräne Gewalt der Könige gleichzeitig über Goten wie Romanen. Die vorhandenen Verwaltungseinrichtungen der Römerzeit wurden größtenteils beibehalten, für die gotische Bevölkerung aber wurde nach und nach ein eigenes Gesetzbuch geschaffen, das König Eurich zum Abschluß brachte. Für die Teilung von Grund und Boden wurden die großen Gutsherren herangezogen, soweit dies nötig war. Daß Handel und Verkehr keine Unterbrechung erfuhren, bezeugen die schon bald nach der Landnahme ausgegebenen Münzen.

Wenige Jahrzehnte später konnte unter Ausnutzung der Schwäche Roms über die Narbonensis hinweg nach dem Mittelmeer ausgegriffen werden, und schließlich reichte die Grenze nördlich bis an die Loire und östlich bis nach Marseille. Weit schicksalsvoller war die Besetzung Hispaniens bis an die Grenze des Swebenreiches in den Jahren 469 bis 472 durch König Eurich. Damit war ein ungeheures Reich geschaffen, das mächtigste des Abendlandes mit einer Bevölkerung von 18—20 Millionen, welchen aber kaum der hundertste Teil gotischen Herrenvolkes gegenüberstand. Solange der Schöpfer dieser Großmacht, König Eurich, die Führung innehatte, war dies Mißverhältnis nicht beunruhigend, obgleich religiöse Gegensätze zwi-

schen den arianischen Westgoten und der katholischen Provinzialbevölkerung auf politisches Gebiet übergriffen. Diese Spannung wurde schließlich seinem Sohn und Nachfolger Alarich II. zum Verhängnis. Ein anderes, jüngeres Germanenvolk, die Franken, unter ihrem König Chlodwig, der aus politischen Gründen den katholischen Glauben annahm und so jene Gegensätze ausnutzen konnte, schlug in einer gewaltigen Schlacht das Heer der Westgoten und zerbrach, weiter vorstoßend, das große Reich. Wenige Jahre nach dieser Schlacht bei Vouillé (507) hatten die Franken alles gallische Land bis auf die Narbonensis besetzt und ihrem Reiche angegliedert.

1

2

ABB. 2. GEWANDSPANGEN *1 Castiltierra, 2 Herrera de Pisuerga. Beide Archäol. Mus. Madrid*

Das zweite Reich der Westgoten

Die weitere Folge dieses Zusammenbruches war die Abwanderung eines Großteiles der Westgoten nach Hispanien. Dahin zogen vor allem der Adel, die arianische Geistlichkeit, Beamte und Soldaten sowie ein Teil von Bauern. Welche Stärke hatte nun diese neue Wanderwelle, die über die Pyrenäen kam? Gewöhnlich wird sie stark überschätzt; jedenfalls hat man dieser Frage noch nicht jene Beachtung geschenkt, die sie verdient. Ihre Beantwortung aber gestattet es, vielerlei wichtige Schlußfolgerungen für die Beurteilung der ferneren Geschicke des hispanischen Westgotenreiches zu ziehen. Gerade infolge der Überschätzung der Menge des Westgotenvolkes sah man in deren Schicksal ein Verebben einer germanischen Völkerflut, die schließlich ziemlich ruhmlos untergeht. Man sah gewöhnlich bei oberflächlicher Betrachtung Spanien als ein sehr stark mit Westgoten durchsetztes Land, während in Wirklichkeit die Bevölkerung der Halbinsel in ihrer größten Mehrheit

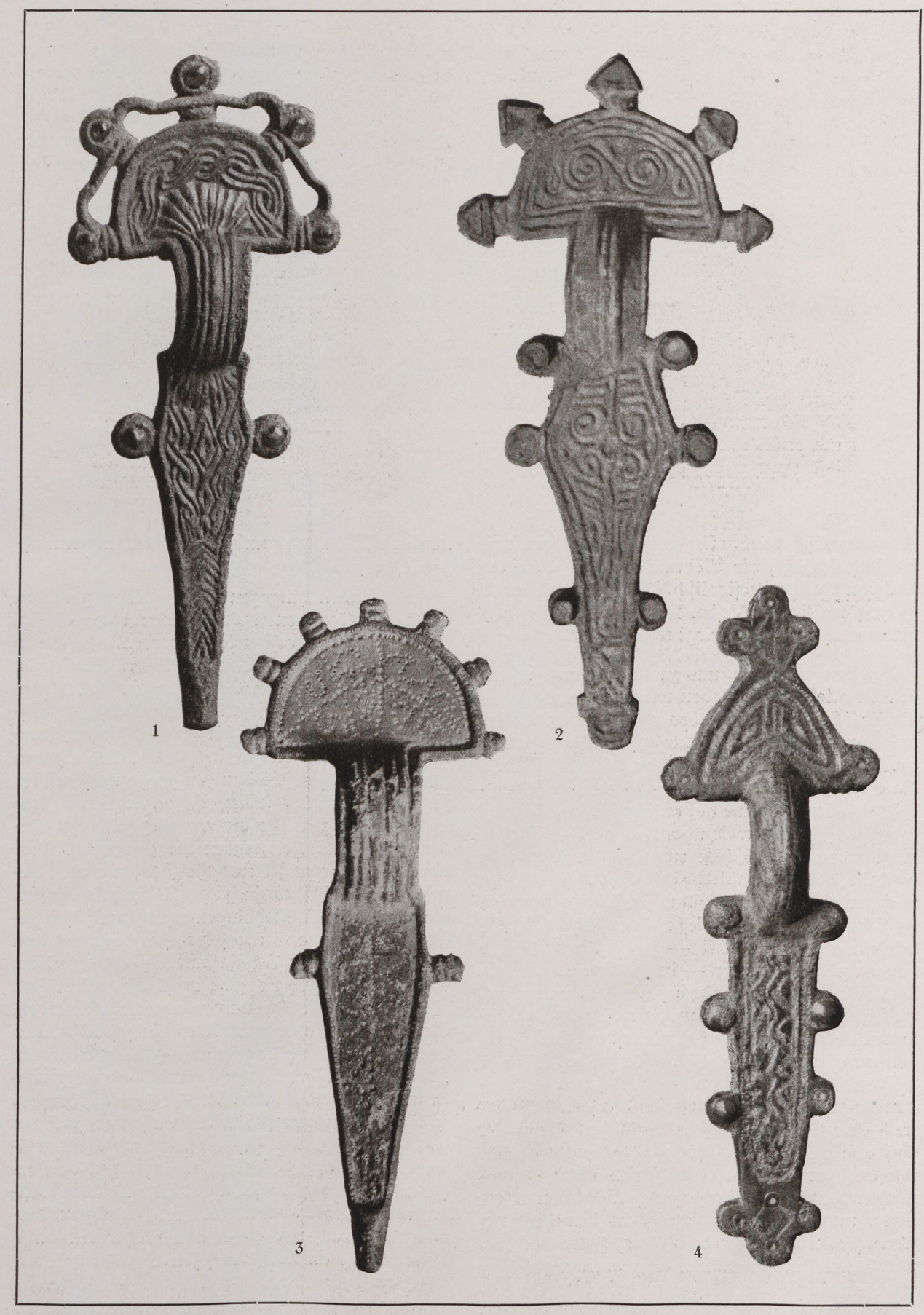


ABB. 3. GEWANDSPANGEN: 1 u. 4 Herrera de Pisuerga (Archäol. Mus. Madrid), 2 u. 3 Castiltierra. (Sammlung Reinhart, Madrid)

ABB. 4. GÜRTELSCHLIESSE von Castiltierra *Archäol. Museum Madrid*

iberoromanisch blieb. Im wesentlichen war nur die Führerschicht, die Wehrmacht und ein kleiner Teil von Bauern westgotisch. Die ersteren blieben es auch nur in den ersten Jahrzehnten, wie noch später ausführlich dargelegt wird.

Aus den spärlichen, uns zur Verfügung stehenden Überlieferungen haben wir keinerlei Anhaltspunkte über die Stärke des westgotischen Volksteiles und wir sind daher nur auf Schätzungen angewiesen. L. Schmidt spricht von 100000 Mann, die König Wallia im Jahre 418 zur Verfügung gehabt haben soll; eine auf antiker Veranschlagung fußende, sicherlich weit übertriebene Zahl. Aber selbst wenn es sich hier um die Volksmenge handeln sollte, die natürlich im tolosanischen Reiche noch zunahm, dürfen wir kaum mit der genannten Zahl im hispanischen Reich rechnen, da nachweislich ein erheblicher Teil — zumeist wohl Ackerbauer und Handwerker — in Gallien zurückblieb. Und selbst unter Annahme jener hunderttausend und ihrer Gegenüberstellung zu den 8—10 Millionen Iberoromanen resultiert erst ein Verhältnis von ungefähr 1:80—1:100. Die großen Kämpfe während des 6. Jahrhunderts und jene des Einigungswerkes König Leowigilds brachten sicherlich noch eine Schwächung des nordischen Elements. Auf alle Fälle war dieses weit geringer als im tolosanischen Reich, wo noch von einer germanischen Herrscherschicht gesprochen werden kann. Dort, und zwar hauptsächlich in den heutigen französischen Departements Gers, Haut Garonne und Lot et Garonne kam es auch zu einer gewissen Siedlungsdichte der Westgoten, wie dies Gamillscheg bei seiner Erforschung der germanischen Ortsnamen mit „-ingos" und „-ville" Endungen nachgewiesen hat.

In Spanien hingegen konnte bisher aus den auf uns gekommenen Ortsnamen keine einzige Siedlungsfläche nachgewiesen werden. Gerade in jenen Provinzen, wie Burgos, Madrid, Palencia, Toledo, Segovia und Soria, wo in den letzten Jahrzehnten westgotische Reihengräberfelder aufgedeckt worden sind, ist die Anzahl solcher Ortsnamen verschwindend gering. Daß keine Spuren von westgotischen Siedlungen mehr nachweisbar sind, mag mit der Bauweise deren Häuser, zumeist aus Holz, in Zusammenhang gebracht werden. Zu jener Zeit waren die genannten Provinzen stark bewaldet und Holzbauten waren damals allgemein gebräuchlich. Jedenfalls dürften die Westgoten in Siedlungen und Einzelhöfen gelebt haben. Ihre Gräberfelder stammen aus dem 6. und Anfang des 7. Jahrhunderts, also aus ihrer arianischen Zeit. Es gibt wohl Gegenden, wo viele germanische Ortsnamen angetroffen werden, diese stammen aber wie G. Sachs feststellte, aus der Zeit nach dem Arabereinbruch, der viele Goten zum Aufgeben ihrer Wohnsitze und Abwandern nach dem Norden und Nordwesten der Halbinsel zwang.

Wir müssen annehmen, daß derjenige (weitaus geringere) Teil, der sich der Landwirtschaft widmete, in den angegebenen Provinzen und darüber hinaus zerstreut siedelte. Der übrige Teil der Westgoten aber lebte in den Städten, versah den Verwaltungs- und vor allem den Sicherheitsdienst, insbesondere an der fränkischen Grenze.

Daß die insgesamt geringen Kräfte in einem Raume, der an Größe dem des Deutschen Reiches

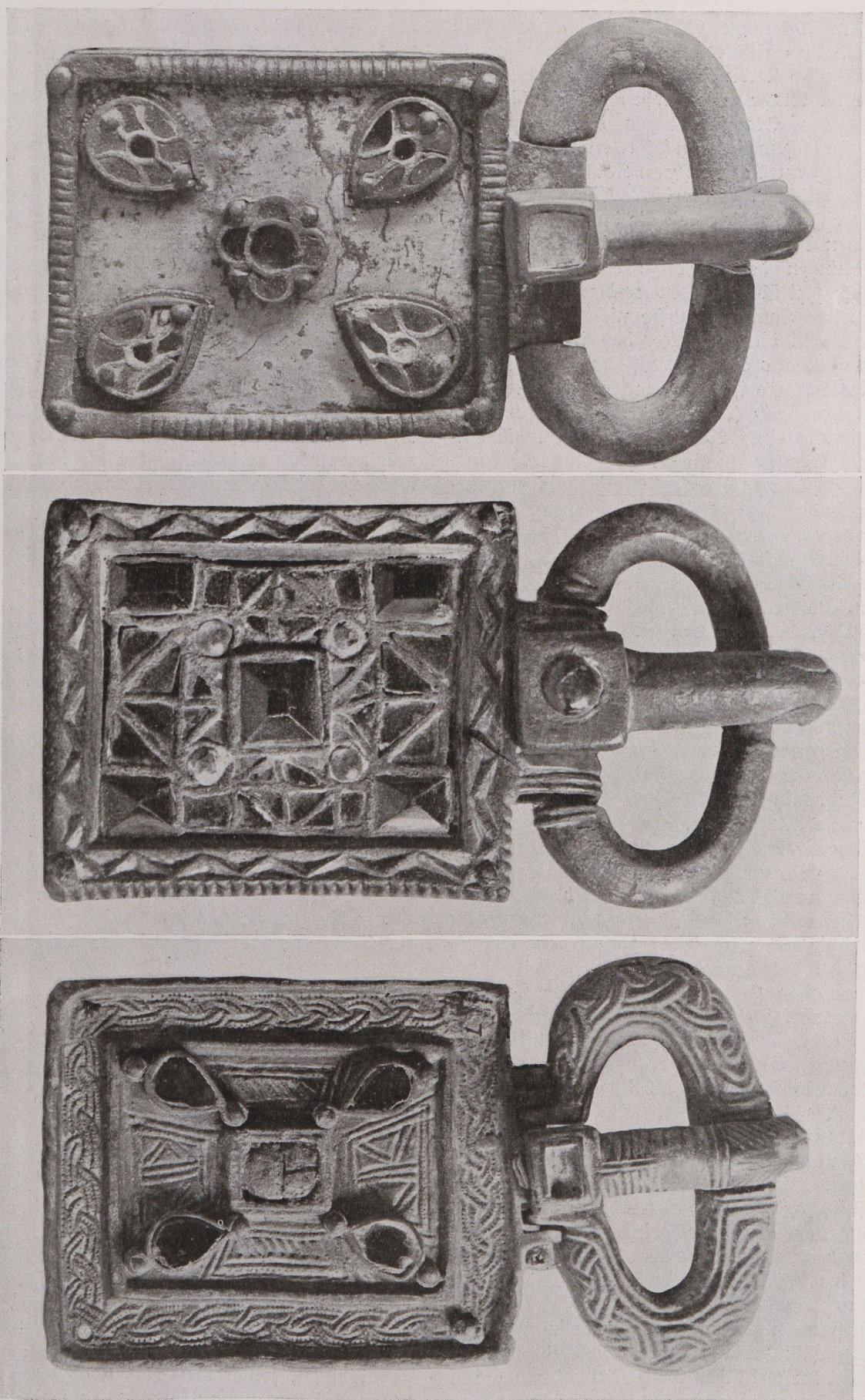


ABB. 5. VERGOLDETE GÜRTELSCHLIESSEN: 1 u. 2 Carpio del Tajo, 3 Castiltierra. Alle im Archäolog. Museum Madrid

vor dem Weltkriege 1914—1918 entsprach, ein neues Reich errichten konnten, zeugt von einem ungewöhnlich starken Aufbauwillen.

Wie im Reiche von Tolosa war auch hier der Träger des Staatsgedankens der westgotische Adel. Zu diesem gesellten sich allerdings schon sehr bald nach dem Übertritt zum Katholizismus (um 600) die Bischöfe. Ein weiteres Eindringen in die staatliche Führerschicht erfolgte durch den sich neu bildenden Dienstadel iberoromanischen Blutes, da notgedrungen der bisherige römische Verwaltungsapparat übernommen werden mußte. Auch der dortige Landadel durfte nicht tiefer gestellt werden. All dies bewirkte, daß im Laufe des 7. Jahrhunderts die Romanisierung der Führerschicht starke Fortschritte machte. Schon unter König Leowigild (568—586) wurde durch Neukodifizierung einer Reihe von Gesetzen die Angleichung des für die Goten gültigen Codex Euricianus an den Breviarius Alaricianus der Romanen in die Wege geleitet. Dieser Prozeß wurde unter den späteren Königen fortgesetzt, bis unter Rekkeswint (649—672) und Erwig (680—687) die Leges Romanum Visigothorum im großen und ganzen beendet waren. Das Eheverbot zwischen den beiden Volksstämmen wurde aufgehoben und dadurch die Verschmelzung derselben begünstigt.

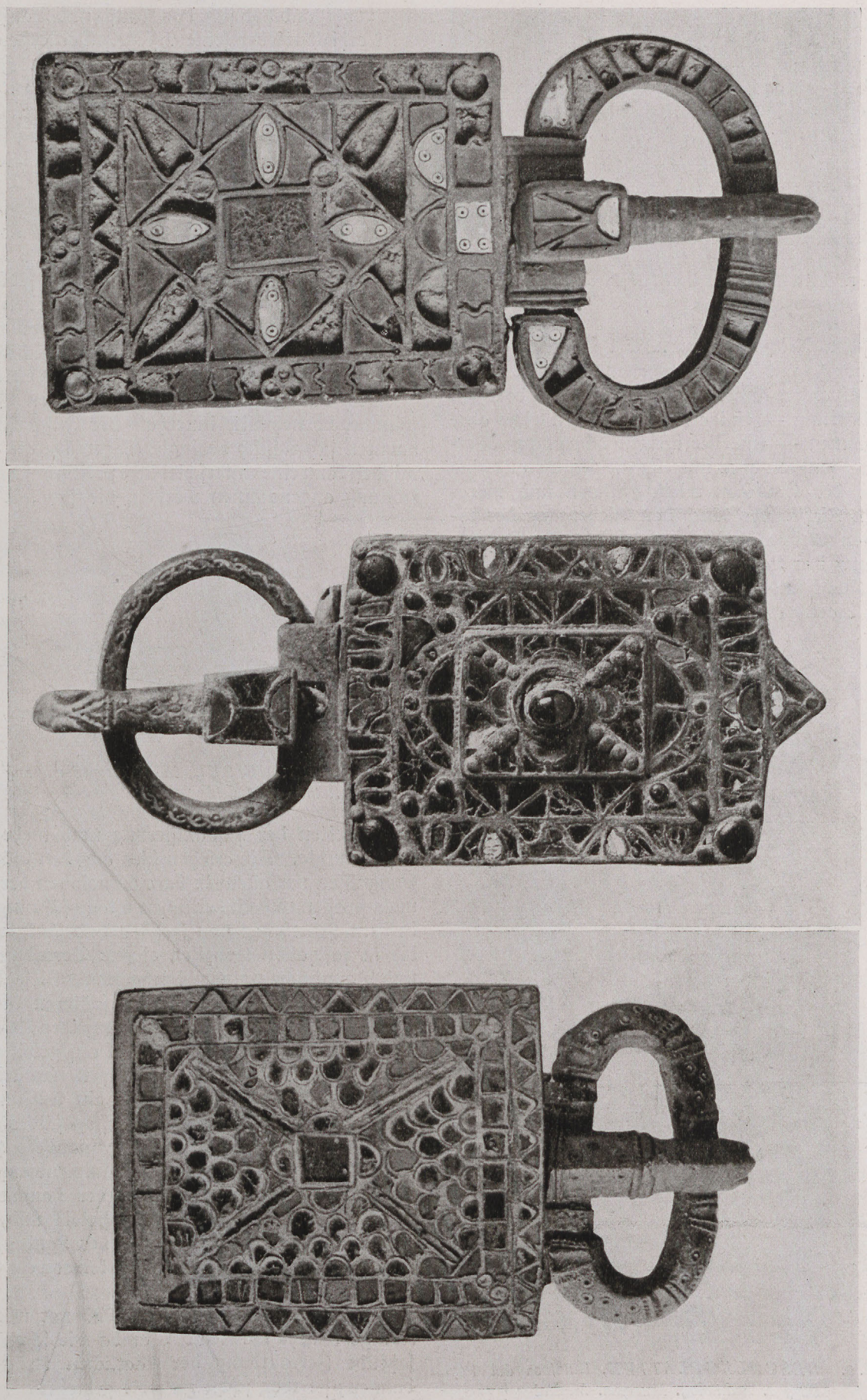
Von größerer Bedeutung aber war die kirchliche Frage. Die katholische Kirche hatte in den romanischen Ländern zu jener Zeit derart an Bedeutung gewonnen, daß sie das Geistesleben fast völlig beherrschte. Bei den arianischen Goten hatte das Christentum ebenfalls tiefe Wurzel geschlagen und wir wissen, daß sie eifrige, ja oft fanatische Anhänger ihrer Kirche waren. Daß die arianische Religion auch einen politischen Abstand zwischen den Goten und den Iberoromanen bewirkte, war den ersteren wegen der Reinerhaltung ihres Volkes erwünscht, sie bewirkte aber zugleich eine Schwächung der Regierungsgewalt. Leowigild suchte diese religiöse Zwiespältigkeit in seinem Reiche nach Gründung einer Einheitskirche dadurch aufzuheben, daß er als Haupt der arianischen Kirche den Katholiken dogmatische Zugeständnisse machen wollte. Sie fanden aber bei diesen Ablehnung. Leowigilds Sohn Rekkared (586—601) sah wohl die Hoffnungslosigkeit jener Bestrebungen ein, als er bald nach Regierungsantritt zum Katholizismus übertrat. Die politische Seite dieses Ereignisses gibt sich schon aus den Worten des Bischofs Leander auf dem kurz danach einberufenen Konzil in Toledo kund, wonach mit dem Übertritt Rekkareds und seiner Goten nunmehr die Einheitlichkeit des Reiches vollzogen wurde.

Die ferneren Ereignisse zeigen das immer stärker werdende Wirken der Konzile. Die Ursachen liegen m. E. in der weltlichen Tätigkeit der Bischöfe und Vikare, denen vielfach auch die Rechtsprechung überlassen wurde. Während der religiösen Zwiste zwischen Germanen und Romanen warfen sich die Bischöfe stets als die Beschützer der letzteren auf und bildeten so allmählich eine weltliche Macht im Staate. Wir erkennen diese schon im Konzil (IV.) vom Jahre 633, in welchem die drohende Mahnung an die Könige und deren Nachfolger gerichtet wurde, mit Güte und Milde zu regieren, widrigenfalls sie der Bannfluch treffen würde. Diese Reichskonzile, in welchen die weltlichen Großen stets nur eine schwache Minderheit bildeten, werfen sich somit zu einer Art oberstem Gerichtshof auf, und zwar sowohl für den König wie für die Bevölkerung, die ja beide vor den Gesetzen gleich erachtet wurden. Für den Schutz des legalen Wahlkönigtums aber wurden gleichzeitig Gesetze erlassen, welche das Streben nach dem Thron durch List oder Gewalt verbietet. Gesetzmäßig anerkannt wird einzig die Wahl des Königs durch die Bischöfe und den Adel.

Ein Überblick über die staatsrechtliche Entwicklung des westgotischen Reiches überzeugt uns demnach, daß aus der ursprünglich demokratisch-militärischen Regierungsform des Reiches von Tolosa eine theokratisch-aristokratische geworden war. Der Einfluß der gotischen Minderheit ist im zweiten Reiche entschieden zurückgedrängt worden, aber trotzdem blieb diese Reichsschöpfung noch immer ein Gewinn für die Goten, denn sie sicherte auch weiterhin die herrschende Stellung ihres Königtums.

Das V. Konzil bestimmte, daß die Königsanwärter aus edlem, gotischem Blute sein müssen. Anderen drohte der Bannfluch. Die Stellung des Königtums war trotzdem eingeschränkt. Eine Einschränkung bestand insbesondere in der Justiz durch die Konzile und die teilweise Rechtsprechung der Bischöfe in deren Diözesen. Im übrigen waren die Vollmachten des Königs schon dadurch und durch die Zwiespältigkeit der beiden Volksstämme und vieler daraus sich ergebenden Überlieferungen nicht scharf umrissen. Der König repräsentierte das Reich nach außen, hatte die oberste Vollzugsgewalt der Zivil- und Militärverwaltungen und — nach germanischem Herkommen — die oberste Heeresleitung. Die einstige Volksbefragung, die noch im tolosanischen Reiche bestand, war verschwunden. Größer natürlich war der Gewinn für die Iberoromanen, denn sie wurden zum ersten Male in ihrer Geschichte Teilhaber einer alle Völker der Halbinsel umfassenden politischen Organisation mit zentraler Regierungsgewalt. Da diese die überwältigende Mehrheit bildete, blieb eben den Königen keine andere Wahl als das Paktieren mit ihnen. Trotz allem aber blieb die germanische Minderheit das politisch-schöpferische Element im Staate.

Wichtig ist ferner die Erwähnung ihres kulturellen Wirkens. Als die Westgoten aus ihrem



1

2

3

ABB. 6. GÜRTELSCHLIESSEN von Castiltierra *Archäolog. Museum Madrid*

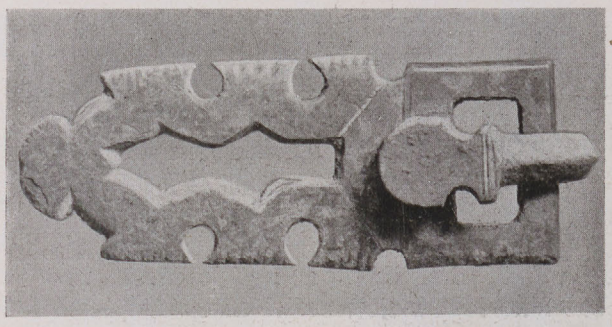


ABB. 7. BESCHLÄGPLATTE. Inst. Valencia de Don Juan, Madrid

gallischen Reiche mit der Bibel Wulfilas, ihrem Gesetzbuch und einem eigenen Kunsthandwerk nach Spanien kamen, trafen sie bei der dortigen Bevölkerung — einige südliche Küstenstriche ausgenommen — eine der ihrigen keineswegs überlegene, sondern eher unterlegene Kultur an; eine Folge des traurigen wirtschaftlichen und moralischen Tiefstandes durch den Niedergang des römischen Reiches. Die nun einsetzende Neuaufrichtung des Landes, insbesondere die Festigung von Zucht und Ordnung innerhalb der Bevölkerung brachte auch einen materiellen Aufschwung.

ABB. 9. BESCHLÄGPLATTEN, Hinojosa del Rey, Burgos. Archäolog. Museum. Madrid

Der Wohlstand hob sich, das Kunst- und Bauhandwerk erhielt wieder seine Pflege. Das erstere erkennen wir besonders durch die vielen Fundgegenstände aus westgotischen Gräberfeldern. Sie zeugen von einem Kunstsinn, der nachweislich hoch über dem der bodenständigen Bevölkerung stand. Dieser wurde bis in die Spätzeit gepflegt, wie uns Zeugnisse lehren.

Daß dieser kulturelle Aufschwung bei der iberoromanischen Bevölkerung volles Verständnis und Wertschätzung fand, die Westgoten also keine „Barbaren" waren, wie dies gerne von südlichen Geschichtsschreibern dargestellt wird, beweisen u. a. die Lobpreisungen eines Isidors von Sevilla, der versichert, Spanien wäre noch nie so glücklich gewesen, als unter der milden Regierung der Goten.

Durch das Zusammenleben der beiden Volksstämme, vornehmlich innerhalb der Führerschicht, bahnten sich rassisch bedingte Gegensätze an. Zumindest kann eine unterschiedliche politische Sinnesrichtung angenommen werden, die sich mit dem

ABB. 8. HIRSCHFIBEL, Castiltierra (Sammlung Reinhart, Madrid)

Fortschreiten der Hispanisierung noch mehr vertiefen mußte. Wir ersehen dies aus den späteren Ereignissen vor allem in dem Schwinden der ehemals straffen und einheitlichen Staatsführung und in dem Zunehmen von Fehden und Aufständen, die in fast allen Konzilen eigene Verordnungen und Bannflüche notwendig machten. Diese Wirrnisse bildeten den Großteil der späteren Innengeschichte des westgotischen Reiches; ihre Ursachen können zu einem erheblichen Teil auf gewisse seelische Eigenschaften der iberischen (westischen) Rasse zurückgeführt werden, die ein Aufkommen eines notwendigen Gemeinschaftsgefühles verhinderte. Daher sehen führende spanische Historiker die Ursachen für den Zusammenbruch des westgotischen Reiches meist in der damals bestehenden politischen Disziplinlosigkeit und dem Eigennutz innerhalb der Großen des Landes, wobei aber der hohe Kirchenadel keineswegs eine Ausnahme machte.

Vergebens suchten kraftvolle Männer wie die Könige Kinthaswint und Wamba die schon einsetzende Zermürbung der staatlichen Kräfte zu bannen; sie war schon zu weit gediehen.

ABB. 10. GÜRTELSCHLIESSE *Provinz Guadalajara. Archäolog. Museum Madrid*

Im Jahre 711 brach durch den Ansturm der Araber das zweite Reich der Westgoten in einer einzigen verlorenen Schlacht zusammen.

Zusammenfassend kommen wir zu dem Ergebnis, daß es vor allem an der Überfremdung der leitenden westgotischen Adelsschicht lag, daß diese ihren Machtwillen nicht mehr hochzuhalten vermochte.

Von den kulturellen Überresten des Westgotenvolkes aus Spanien, die auf unsere Tage gekommen sind, nimmt das Fundmaterial aus ihren Reihengräbern den ersten Platz ein. Der Kunststil ihrer Schmuckstücke war arteigen und entstammte der Zeit, als das Gotenvolk noch am Schwarzen Meere seßhaft war. Dort erhielt bekanntlich ihr bis dahin geübtes Kunsthandwerk neue wichtige Anregungen. Die Weiterentwicklung vollzog sich dann im tolosanischen Reich und fand — teilweise unter ostgotischem Einfluß — in Spanien ihren Abschluß.

Die westgotischen Grabfunde wurden in einer Reihe von Einzelstudien behandelt, ausführlich zum ersten Male von Nils Aberg. Im Jahre 1934 erschien dann das Werk von H. Zeiß: „Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich", das alles Fundmaterial bis 1930 umfaßt. Gleichzeitig (1934) veröffentlichte J. Martinez Santa Olalla die bis dahin bedeutendste spanische Arbeit: „Notas para un ensayo de sistematizacion de la arqueologia Visigoda en España", nachdem dieser Verfasser schon im Vorjahre die Ergebnisse seiner Ausgrabungen des Gräberfeldes von Herrera de Pisuerga veröffentlicht hatte. Die beiden letztgenannten Forscher kamen hinsichtlich der Einteilung der westgotischen Grabfunde zu gleichen Ergebnissen. Diese können in folgender Art gegliedert werden:

1. Die gotische Gruppe (Abb. 1). Von dieser wurden bisher 5 Goldschnallen mit Beschlägplatten, und Zellenauflage und eine einzelne Goldschnalle gefunden. Sie stammen von den eingewanderten Wandalen, Sweben oder Alanen, die sie aus dem gotischen Erzeugungslande an der Donau mitbrachten.

2. Die westgotische Gruppe im völkischen Sinne (Abb. 2—8). Sie umfaßt vornehmlich die Fundgegenstände aus den Gräberfeldern von Deza (Provinz Soria), Carpio del Tajo (Provinz Toledo), Herrera de Pisuerga (Provinz Palencia), Daganza de arriba (Prov. Madrid), sowie Castiltierra (Prov. Segovia). Die Belegzeit dieser Grabfelder ist das ganze 6. Jahrhundert und Anfang des 7. Die Fundgegenstände sind Bügelfibeln aus Silberblech und Bronzeguß, Tierfibeln, Adlerfibeln, Scheibenfibeln, Beschlägplatten in voller und durchbrochener Art, Gürtelschließen ohne und mit (oder teilweiser) Zellenauflage, Bronze- und Silberschnallen, Ringe, Armbänder, Ohrgehänge, Messer, einige Schwerter und kleinere Gegenstände, ferner einige Gläser und Keramik.

3. Die hispanische Gruppe (Abb. 9). Meist Streufunde und aus provinzialen Gräberfeldern. Sie umfaßt Beschlägplatten mit tierfigürlichen und biblischen Motiven, später mit Ranken- und Palmettenornamenten unverkennbar byzantinischen Einflusses. Diese Stücke werden auf der ganzen Halbinsel gefunden und wurden wohl auch von der iberoromanischen Bevölkerung getragen. Ihre Entstehung dürfte nach 600 anzusetzen sein.

Es ist nicht die Absicht des Verfassers, näher auf die westgotische Altertumskunde einzugehen, da dies nicht im Rahmen dieser Arbeit gelegen ist. Es sei nur hinsichtlich der gebrachten Abbildungen

erwähnt, daß sie fast durchwegs Stücke betreffen, die in Deutschland noch nicht veröffentlicht wurden. Über die hier nicht gebrachten Adlerfibeln geben die von H. Zeiß und Martinez Santa Olalla beschriebenen Auskunft. Von den obengenannten Gräberfeldern wurden bis auf jene von Carpio del Tajo und Castiltierra Fundberichte veröffentlicht.

Das Gräberfeld von Castiltierra ist das bedeutendste, das in letzter Zeit aufgedeckt wurde. Es wurde gelegentlich eines Straßenbaues angeschnitten und jahrelang von Dorfbewohnern geplündert, die Fundgegenstände dann durch einen Händler veräußerten. Schließlich wurde der Staat aufmerksam, und so erfolgten in den Jahren 1932 bis 1936 durch E. Camps und J. M. Navascués systematisch durchgeführte Ausgrabungen. Der Bürgerkrieg unterbrach dann diese, wogegen von unbefugter Seite die Grabungen wieder aufgenommen wurden. Erst im Vorjahre erfolgten wieder neue Grabungen von offizieller Seite.

Das Fundmaterial von Castiltierra ist außerordentlich reichhaltig und übertrifft bei weitem alle in Spanien bisher gemachten Grabfunde. Besonders an Gürtelschließen, den typischen Vertretern des westgotischen Kunstgewerbes, konnten außerordentlich schöne Stücke geborgen werden. Sie sind fast durchweg mit reizvoller, genau angefertigter Zellenauflage ausgeführt. Als Zellenschmuck dienten plan- oder mugelig geschliffene Almandine, sowie bunte Glasblättchen, seltener solche aus Bein.

Das Ende der Belegzeit des Grabfeldes von Castiltierra (die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts) fällt mit dem Aufhören des typisch westgotischen Kunststils zusammen. Es war dies die Zeit der religiösen Angleichung mit den Iberoromanen. Von den Beschlägplatten der Gruppe 3 wurde kein Stück gefunden.

Aus dem späten 7. Jahrhundert dürften wohl auch die kunstvoll gearbeiteten Pferdezäume stammen, von welchen einige eine reiche Silbertauschierung zeigen, wie z. B. jene in der staatlichen Armeria und im Instituto Valencia de Don Juan (Abb. 11). Ersterer wurde dem Könige Wittiza (702—710) zugeschrieben, da er eingeätzte Monogramme enthält, aus welchen sein Name herausgelesen werden kann. Aber auch schon durch die Art dieser Monogramme kann die Herkunft aus jener Zeit bestimmt werden, da sie sich mit jenen decken, welche sich auf den letzten westgotischen Münzen befinden.

Das übrige Kunsthandwerk aus der Spätzeit ist allgemein bekannt, vor allem die großen goldenen Weihekronen und Votivkreuze aus dem Fund von Guarrazar bei Toledo. Der Großteil dieses Schatzes war bekanntlich bis vor kurzem im Cluny-Museum von Paris aufbewahrt. Im Vorjahre aber kamen diese Stücke im Wege eines Austauschübereinkommens von Kunstwerken nach Spanien zurück.

Ähnliche Goldarbeiten, aber in bescheidenerem Ausmaße (zumeist Votivkreuze) wurden vor einigen Jahren auch in Torredonjimeno bei Cordoba gefunden und zumeist dem Museum der letzteren Stadt einverleibt.

All diese Kostbarkeiten wurden von den Königen und Großen des Landes den Kirchen geschenkt, wo sich, wie wir aus arabischen Quellen wissen, märchenhafte Schätze häuften. Dadurch wurde das Gold aus dem Verkehr gezogen und es trat eine wirtschaftliche Schwäche auf. Die in den letzten Jahrzehnten der Gotenherrschaft ausgegebenen Goldmünzen waren nicht wie früher aus reinem Metall, sondern durch Beimengung von Silber stark im Korn verschlechtert. Obendrein waren sie untergewichtig.

Von der Baukunst im zweiten Reiche zeugen einzelne, bis heute erhaltene kleine Kirchen. Eine der interessantesten ist jene von San Pedro de Nava bei Zamora, die aus dem 7. Jahrhundert zu stammen scheint. Da sie vor einem Jahrzehnt infolge der Anlage eines Staudammes durch Überflutung bedroht war, mußte sie Stein um Stein abgetragen und an einer gesicherten Stelle wieder aufgebaut werden. Weitere solche Kirchen, meist in winzigem Ausmaße, sind jene von San Juan de Baños, nördlich Valla dolid, Santa Combe de Bande südlich Orense, Quintanilla de las Viñas bei Burgos, San Fructuoso bei Braga und die Krypta der Kathedrale von Palencia. Alle diese Kirchen des nördlichen Spanien sind in Kreuzform gebaut, und das hervorstechende Bauelement ist der Hufeisenbogen. Der sonstige Gebäudeschmuck weist byzantinischen Einfluß auf, doch sind auch germanische Elemente (Flechtband) vertreten. — Aus dem südlichen Spanien haben sich nur Reste von Kirchen erhalten, welche Basilikaform aufwiesen. Ihr Entstehen geht in das 5. Jahrhundert zurück, also in die Zeit der byzantinischen Besetzung eines großen südlichen Küstenstriches. Bedeutende Schmuckreste, Pfeiler, Kapitäle, Friese usw. haben sich auch aus den frühwestgotischen Kirchen Meridas erhalten.

Von den weiteren erhaltenen Kulturgütern aus der Zeit des Westgotenreiches müssen noch die sprachlichen Reste (Lehnwörter), Gewohnheitsrechte, Sitten und Gebräuche, sowie die vielen Personennamen erwähnt werden, die in die hispanische Bevölkerung drangen. Hier kann noch viel Forschungsarbeit geleistet werden. Gerade infolge der Übernahme Hunderter von Personennamen sehen wir die kulturelle Beeinflussung durch die Westgoten, die scheinbar auch nach dem Jahre 711 andauerte, wie dies aus den vielen alten Dokumenten aus den ersten Jahrhunderten

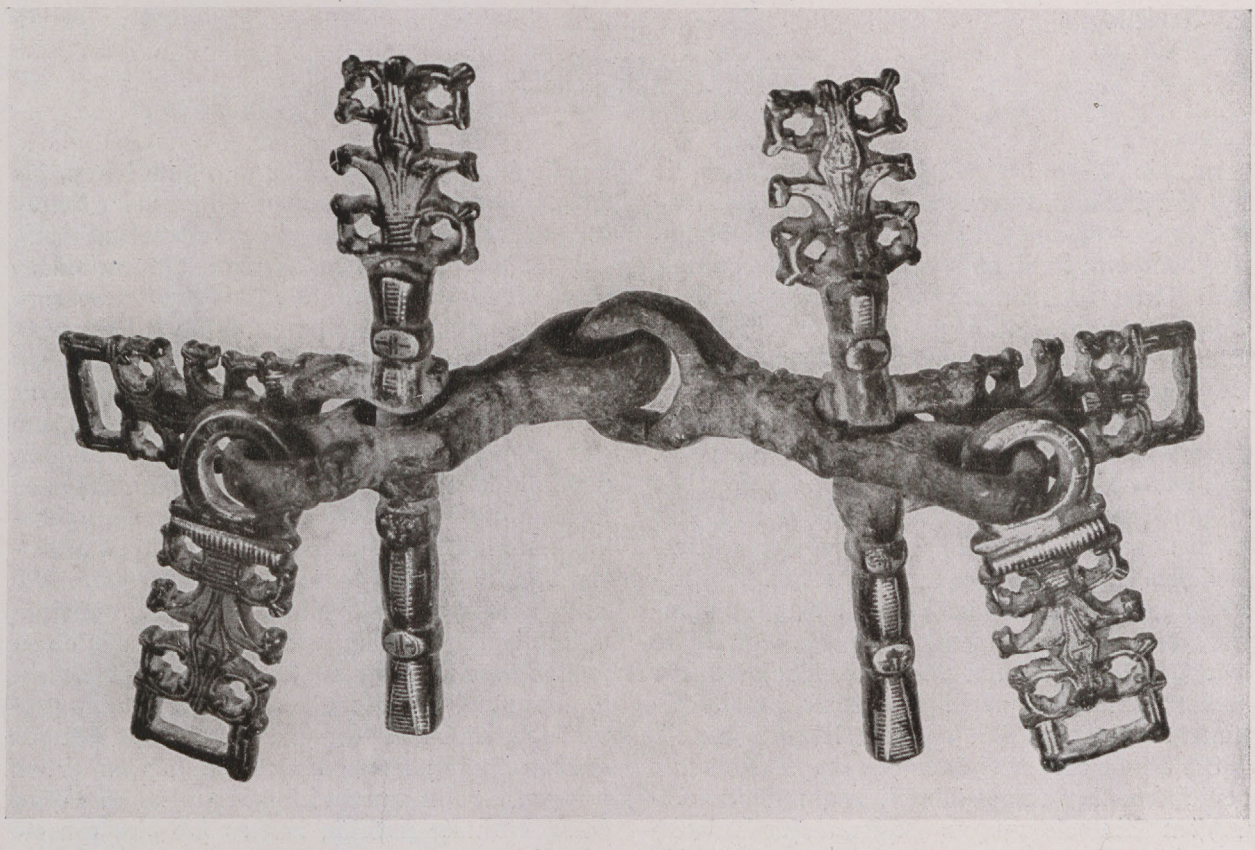


ABB. 11. PFERDEZAUM mit Silbertauschierung *Inst. Valencia de Don Juan, Madrid*

der Reconquista hervorgeht. Die Verwendung germanischer Namen wurde erst im 12. Jahrhundert kirchlicherseits eingedämmt, da zu den Taufen nur mehr solche Namen zugelassen wurden, die Heiligen oder Märtyrern angehörten. Diese Verfügung soll auch heute bestehen.

In der „Coleccion Diplomatica de Galicia Historica", Santiago 1901, die viele alte Dokumente wiedergibt, findet sich ein Erbschaftsvertrag vom Jahre 954, der 137 Namen enthält, davon über hundert germanische, wie z. B. Ansuvildo, Argeleuba, Astruildi, Astrogodo, Asarulfo, Adosinda, Bracomirus, Gudileuba, Gudvigie, Guendulfo, Guisenda, Gunteredus, Ebrildi, Leoverdus, Sidileuba, Ranulfo, Sisviga, Teudeverda, Trudina, Vanda, Vimaredus, Visteverga usw.

Die dritte Reichsgründung der Westgoten

Die unglückliche Schlacht am Janda-See und die darauf folgende Besitznahme der hispanischen Halbinsel durch die Araber hatte eine letzte Wanderung des von diesen besonders verfolgten germanischen Elements nach den nördlichen und insbesondere nordwestlichen Gebieten zur Folge. Tatsächlich trifft man noch heute in Galizien, Nordportugal und Asturien, der auch der Boden des ehemaligen Swebenreiches ist, einen weit größeren Prozentsatz blonder und blauäugiger Menschen als anderswo auf der Halbinsel. Dort haben sich auch viele germanische Vornamen erhalten; ich traf z. B. auf die folgenden: Armindo, Argimero, Baldomero, Gualberto, Gumersindo, Etelmiro, Luvaldina, Manrique, Teodemiro, Teolinda, Wifredo usw. Daneben natürlich auch die überall gebräuchlichen, wie Rodrigo, Alfonso usw. — Dort gibt es auch die weitaus meisten germanischen Ortsnamen, wie E. Sachs (a. a. O.) feststellte. Sie wurden zumeist aus Personennamen gebildet.

Von diesem Teil Nordspaniens ging schließlich auch die dritte und letzte Reichsgründung aus. Ein Häuflein entschlossener Männer gotischen und swebischen Blutes war es, die im Gegensatze zum übrigen hispanischen Volk (das sich einer fremden Oberhoheit unterwarf) so viel stolzen Machtwillen aufbrachten, um sich ihr zu widersetzen. Wir wissen nur wenig über diese tapferen Männer, die unverzagt neuerdings das Banner der Selbständigkeit aufrichteten; ihre ersten Taten sind eher legendär, aber ihre Erfolge waren die Erschaffung der neuen Reiche von Asturien und Galizien, von Leon, Castilien und Navarra. Diese konnten nach wechselvollen Schicksalen durch siebeneinhalb Jahrhunderte ihre Grenzen immer weiter nach Süden vorschieben. Nach dem langsamen Versiegen des nordischen Blutes, das den Hauptteil der Krieger stellte, war es schließlich religiöser Glaubenseifer, der mit der Eroberung von Granada 1492 die Reconquista zur Vollendung brachte.

E. Arriens

Eine Werkstatt der Steinzeit

Um die Mitte der siebziger Jahre waren die Geestäcker meiner Heimat Norder-Dithmarschen noch mit Feuersteinwerkzeugen übersät. Aus der Zeit ist mir in Erinnerung geblieben, wie mich kleinen Schuljungen eine Art heiligen Schauers ergriff, als ich zum erstenmal ein solches Stück — es war ein Flintkeil mit glattpolierter Schneide — in meiner Hand hielt. Eine Dame, die beim Großvater, der solche Gegenstände mit Eifer sammelte, zu Besuch war, klärte mich dahin auf, daß meine Hand ein Werkstück umfaßte, das in ganz ferner Zeit, als die Menschheit noch kein Eisen kannte, eine andere Menschenhand mit unsäglicher Mühe und bewundernswerter Meisterschaft geformt hatte. Eine Hand, die möglicherweise die meines Urahnen gewesen ist. Die Dame war Fräulein Johanna Mestorf, die später als hervorragende Kennerin vaterländischer Altertümer berühmt und Professor in Kiel geworden ist.

Ich erfuhr bei der Gelegenheit auch, daß es uns heute Lebenden unmöglich sei, auch nur den einfachsten Flintdolch nachzuschlagen, wofür ich durch später jahrelang fortgesetzte eigene Versuche die Bestätigung fand. Zwar hat man durch zwei Jahrhunderte bis nahezu in die Gegenwart Feuersteine für Flinten zurechtgeklopft, was natürlich auch Kenntnis und Übung erfordert, aber die feineren Tricks der Alten, die für ihre Werkzeuge notwendig waren, sind wie manche anderen Kunstgriffe, die Menschen früherer Jahrhunderte anzuwenden verstanden, verlorengegangen.

Folgendes ist nun ein Erlebnis während herbstlicher Ferien auf einem Dithmarscher Bauernhof. Sein Feldgebiet dehnt sich bis unmittelbar an die sagenumwobene Stellerburg, einen grasigen Ringwall im feuchten Wiesengebiet des dort sichtbar sich von der Geest trennenden Marschlandes. Der Bauer, ein Verwandter, und von Knecht und Magd noch nach altniedersächsischer Sitte mit „Uns Wert" angeredet, war eifriger Jäger, der sein Revier gern in mondhellen Nächten durchstreifte. Gelegentlich durfte ich mit wie an jenem Abend.

Wir hatten uns sehr weit vom Dorf entfernt, der Mond beschien hell die schweigende Natur. Nur ab und zu vernahm man den Schrei einer Eule oder weitab das heisere Bellen eines Fuchses. Wir kletterten über die hohen Erdwälle, die dort auf der Geest jedes Ackerstück gleichsam verschanzen oder bewegten uns auf dem Rücken solcher Wälle entlang. Dann wieder ging es über weite, damals noch vom Pflug unberührte Heidekrautflächen, zuletzt befanden wir uns in einer moorigen Niederung, wo der Onkel Wildenten vermutete.

Plötzlich stutzten wir beide und auch Flora, die Hühnerhündin, starrte unbeweglich. Was konnte es sein, was da vor uns auf einer Bodenerhebung glitzerte wie glimmendes Feuer? In der nächtlichen Einsamkeit wirkte die Erscheinung unheimlich. Auch der Onkel konnte sich die Ursache nicht erklären. Er belehrte mich, man dürfe sich in solchen Fällen nie entfernen, ohne die Ursache festgestellt zu haben. Wir näherten uns also der Stätte und entdeckten etwas sehr Merkwürdiges. Hier hatten nämlich Torfstecher kurz zuvor die Oberfläche des Bodens abgehoben und einen kreisrunden, ziemlich hochgewölbten Haufen im Mondlicht funkelnder blanker Feuersteinspäne bloßgelegt. Alle von einem Aussehen, als ob sie mit einem scharfen Schlagstein von einem Kernstück regelmäßig abgespalten wären und von Fußlänge bis zu kleinen Splittern. Der über Steinzeitgeräte gut unterrichtete Onkel, der schon manchmal beim Pflügen an den Tag gekommene hübsche Sachen einem befreundeten Kenner und Sammler überlassen hatte, erkannte sogleich, daß es sich hier um die Werkstatt oder das wunderbarerweise unangetastet gebliebene Warenlager eines Handwerkers der Steinzeit handelte. Noch zu dessen Lebzeit mußte der Platz aus irgendeinem Grunde verlassen, später vom Moore überwuchert worden sein. Im Verlauf der Jahrtausende hatte sich dann eine Schicht von Heidetorf darüber gebildet. Nach seiner Entfernung durch die Torfstecher hatte ein Regenguß nun die Steinspäne blank gewaschen.

Noch in der Morgenfrühe fuhren wir zu dem altertumskundigen Sammler in die nahe Kreisstadt. Er war begierig, sogleich an die Fundstelle zu kommen und nahm vorsorglich einige Kisten mit, in die er die ganzen Feuersteinmesser verpackte. Bei darauffolgender Nachgrabung fanden sich in nächster Nähe des Steinhaufens ungefähr anderthalb Fuß tief und sorgfältig zusammengelegt, als hätten sie sich ursprünglich in einer Umhüllung befunden, acht große geschliffene Flintkeile, so fein poliert und scharf, daß man Papier so glatt damit durchschnitt, als wäre es mit einer Schere geschehen. Bei späterer Nachsuche fanden sich noch drei ebenso schöne Beile und eine prachtvoll retuschierte lange Speerspitze.

Von Sammlerleidenschaft noch unbeschwert hatte ich mir zur Erinnerung nur einen der messerscharfen Feuersteinspäne mitgenommen. Ein Menschenalter hindurch befand sich das Stück in meinem Besitz, bis ich es mit andern Fundstücken zusammen dem Berliner vorgeschichtlichen Museum überließ.

P. H. Stemmermann

„Vorgeschichtliche" Speicherbauten im Anjou

Es ist für den Vorgeschichtsforscher stets von besonderem Interesse, wenn er irgendwo in unserer Gegenwart vorgeschichtliche Verhältnisse noch lebendig findet. Er wird dadurch in die Lage versetzt, Dinge, über die er sich sonst nur von toten Überresten her eine Vorstellung machen kann, in ihren gesamten Einzelheiten, in ihrer Stellung und Bedeutung im Leben eines Volkes oder einer Landschaft zu studieren und kann so aus der Gegenwart heraus rückschließend die Vergangenheit erhellen.

Mancher Leser wird, als er die zu diesem Beitrag gehörigen Abbildungen sah, im ersten Augenblick geglaubt haben, Photos aus einem unserer Freilichtmuseen vor sich zu haben, so „vorgeschichtlich" muten die 1941 von dem als Soldat in Frankreich liegenden Verfasser aufgenommenen Bauten an. Ein näheres Studium bestätigt nur diesen ersten Eindruck: Die Konstruktion der Bauwerke beruht, gleichgültig welchem Zweck sie dienen, in allen Fällen auf den gleichen, höchst einfachen Grundsätzen wie in vorgeschichtlicher Zeit. Da diese in einer Holz-Reisig-Konstruktion errichteten Wirtschaftsgebäude neben den sonst in jener Gegend Frankreichs ausschließlich gebräuchlichen einstöckigen Steinhäusern durchaus als Fremdkörper wirken, und da es der volkskundlichen Wissenschaft längst bekannt ist, daß gerade im Speicherbau vielfach noch sehr alte Formen weiterleben, wenn im Wohnbau längst eine grundlegende Veränderung Platz gegriffen hat, liegt der Schluß nicht fern, daß wir es hier tatsächlich mit einem Überbleibsel aus sehr alten, vielleicht sogar vorgeschichtlichen Zeiten zu tun haben.

Der Verfasser konnte die zur Rede stehenden Bauten in der Landschaft zwischen Angers und Baugé beobachten. Aus zeitlichen Gründen war es leider nicht möglich, ihr genaues Verbreitungsgebiet zu ermitteln, doch scheint dies nicht sehr groß zu sein. Leider ist auch hier die alte Tradition offensichtlich im Rückzug vor billigen aber grundhäßlichen Stahlträgerkonstruktionen mit flachen Wellblechdächern. Die durch die Kriegsverhältnisse bedingte Verknappung des Eisens hat jedoch in allerletzter Zeit einen — wahrscheinlich nur kurzen — Aufschwung der alten, landschaftsgebundenen Bauweise mit sich gebracht, deren Kenntnis sich nur in wenigen Bauhandwerkerfamilien forterbt.

Trotz aller Gleichartigkeiten der Bauweise in ihren Grundzügen findet der aufmerksame Beobachter gewisse Unterschiede, die zum Teil landschaftlich bedingt sind, zum Teil auch auf den verschiedenen Verwendungszweck der Bauten zurückgeführt werden müssen. Die überwiegende Mehrzahl sind einfache Speicher, welche die für den Winter eingelagerten Stroh- und Heuvorräte aufnehmen oder als Wagen- und Geräteschuppen dienen (Abb. 1). Bei ihnen werden die Seitenwände mit der gleichen, meist aus Bruyère bestehenden Reisigbedeckung geschlossen, aus der das Dach besteht. Andere dienen wiederum als Stall für Rindvieh oder Ziegen. Bei ihnen sind die Reisigwände mit Lehm beworfen, unter welchen vielfach Häcksel gemischt ist (Abb. 2). Sie stellen also einfachste Fachwerkbauten dar. Eine in etwa 2 m Höhe eingezogene Decke verleiht dem darunterliegenden Raum mehr Wärme und ergibt zugleich einen Dachboden, auf welchem Heu und andere Futtervorräte gelagert werden. Dieser Boden ist nur von außen her durch eine angestellte Leiter erreichbar. Ganz selten erscheint schließlich eine dritte Form, das Kellerhaus (Abb. 3). Bei ihm scheint das Dach unmittelbar auf dem Boden aufzusitzen, da die Wände des ganzen Hauses etwa 1,70 m tief in den Boden eingesenkt sind. Eine schräge Rampe führt in der Regel durch die auf Höhe des ebenen Erdbodens im Vordergiebel liegende Tür zur Sohle des Hüttenbodens hinab. In diesen Bauten, die den unter dem Wohnhaus nicht vorhandenen Keller ersetzen, wird Wein gekeltert und — neben anderen Wintervorräten — eingelagert. Sie muten am meisten „prähistorisch" an, da sie in uns sofort die Erinnerung an die sog. Wohngruben wachrufen. Daß auch diese Kellerhäuser zu den eben geschilderten Bauten gehören, geht einwandfrei daraus hervor, daß entlang den Grubenwänden genau die gleichen Wandkonstruktionen mit Ständern, Pfetten und oft sogar der Reisigwand verlaufen, wie bei allen übrigen Bauten und daß das Dach keineswegs auf dem Erdboden aufsitzt, sondern in der bei den gewöhnlichen Bauten üblichen Weise auf Ständern und Pfetten.

Haben die bisher geschilderten Unterschiede ihren Grund zweifellos in der verschiedenen Zweckbestimmung der Bauten, so sind andere, mehr äußerliche Verschiedenheiten auf Eigenheiten ihrer Erbauer, von denen jeder seine besonderen „Kniffe" hat, zurückzuführen. Das später noch in seiner Entstehung zu schildernde Haus besitzt beispielsweise an seiner Vorderfront einen kleinen Walm, während die sonst in jener Gegend zumeist anzutreffenden Bauten vorn durch einen senk-

ABB. 1. SPEICHERBAU und Bauernhaus *bei Beaufort-en-Vallé*

rechten, zweigeteilten Wandschirm verschlossen sind (Abb. 1 und 4). Die obere Hälfte dieses Schirms ist fest dem Giebelfeld eingefügt, während die untere ausschwenkbar gelagert ist, so daß sie mittels zweier Stützen hochgestellt werden kann, wenn im Sommer die hochbeladenen Heuwagen einfahren sollen. Der kleine Walm ist eine vom Erbauer unseres Hauses „erfundene" Eigenart, auf die er sehr stolz ist. Die Umstände legen die Vermutung nahe, als habe sich hierorts der Walm aus dem herausstellbaren Wandschirm entwickelt.

Auch die Rückwand zeigt gewisse Eigenheiten. In einzelnen Fällen ist sie senkrecht, in anderen Fällen mehr oder minder schräg, so daß sie, da sie stets wie das Dach abgedeckt wird, einen stärkeren oder schwächeren Walm bildet. Andere Unterschiede konnten in der Bedeckung des Daches festgestellt werden, die zumeist einfach aus Bruyèrereisig besteht, in einer bestimmten Gegend jedoch aus zwei Schichten, einer unteren Strohschicht, der erst die Reisigschicht aufliegt, gefügt wird. Diese Kombination soll nach Aussage der Leute in besonderer Weise Wärme im Winter und Kühle im Sommer gewährleisten.

Alle diese kleinen Unterschiede können jedoch den aufmerksamen Beobachter keineswegs darüber hinwegtäuschen, daß alle diese Bauten letzten Endes nach den gleichen Grundsätzen errichtet sind. Alle von uns erwähnten Verschiedenheiten beziehen sich auf das Dach und seine Deckung, in keinem Fall jedoch auf die eigentliche Konstruktion des Hauses.

Ein besonders glücklicher Umstand hat es gefügt, daß ich bei meinen Streifzügen ein Gehöft entdeckte, in welchem eben die Vorbereitungen zum Bau eines neuen Speichers getroffen wurden. Dies gab mir Gelegenheit, die Konstruktion in allen Einzelheiten kennenzulernen und zugleich noch im Gespräch mit dem Bauhandwerker eine Reihe bemerkenswerter Ermittlungen anzustellen, die in der tagebuchartigen Form, in der ich sie seinerzeit niederschrieb, hier wiedergegeben sein sollen. Beteiligt waren an der Errichtung des Baus neben dem leitenden Handwerker 2 Handlanger und gelegentlich noch der Hofbesitzer selbst. Gearbeitet wurde in der Regel vom Hellwerden (7 Uhr) bis gegen 21 Uhr. Die 3—4 Mann benötigten zum Erstellen des 8 m hohen und 7:12 m in der Bodenfläche messenden Baus nicht mehr als 10 Tage. Nicht gerechnet ist hierbei die Zeit, die zum Herbeiführen und Zurichten des Baumaterials benötigt wurde. Diese Beobachtung wirft ein Licht auf manche antike Schriftstellernotiz, die davon berichtet, wie Kelten und Germanen beim Einbruch eines Feindes in ihr Land häufig ihre Ortschaften verließen und hinter sich niederbrannten, um dem Eindringling keine Stützpunkte im Land zu hinterlassen. Wenn man weiß, daß in nicht mehr als 2 Wochen ein umfangreiches Haus wiedererstellt werden konnte, so gewinnt

man für diese verhältnismäßig häufig vorkommende Handlung Verständnis. Ein neu errichteter Bau, wie der im folgenden beschriebene steht nach Auskunft des Bauhandwerkers etwa 25—30 Jahre ohne Reparatur. Dann wird eine Überholung des Daches notwendig. Im ganzen hat man mit einer Lebensdauer von 50—70 Jahren zu rechnen — gerade ein Lebensalter.

Im folgenden seien nun die Notizen aus meinem seinerzeit geführten Tagebuch wiedergegeben:

Vorarbeiten: Auf einem freien Platz hinter dem Bauernhaus ist das Material für den Bau eines neuen Speichers zusammengetragen. Hierliegen15mannsdicke Akazienstämme von mindestens 3,50 m Länge, 110 stärkere Fichtenstämmchen für das Gerüst und 270 schwächere für die Latten, ferner einige Haufen schon gebündelten Bruyèregestrüpps. Ein Handlanger ist seit 4 Tagen damit beschäftigt, die Rinde von den Stämmen abzuschälen (Abb. 5).

ABB. 2. STALLHAUS bei Chateau Monet unweit Brion (unten Stalltür, oben Heubodentür)

1. Tag: Der Grundriß des Baus ist vermessen. Durch in den Boden gesteckte Zweigchen sind die Stellen bezeichnet, an welche die Akazienständer des Baus zu stehen kommen sollen. Diese werden nun in 1 m tiefe

ABB. 3. KELLERHAUS bei Beaufort-en-Vallé

ABB. 4. SPEICHERBAU mit hochgestelltem Giebelschirm *Umgebung von Brion*

Löcher eingesenkt, so daß sie noch rund 2,50—2,70 m aufragen. Es sind zwei Reihen zu je 7 Ständern, die voneinander je 2 m Abstand haben, so daß der Bau eine Länge von 12 m bei 7 m Breite bekommen wird. In der Mitte der zukünftigen Rückseite des Baus steht noch ein einzelner Ständer. Die Ständer, um welche die Erde inzwischen wieder festgestampft wurde, werden nun einheitlich auf eine Höhe von 2,10 m über dem Boden abgesägt und zwar so, daß oben eine flache Kerbe entsteht, in welche später die Fußpfette gelagert werden kann (Abb. 6).

Die in den Boden eingelassenen Teile der Akazienständer sind vom ganzen Bau das einzige, das in die Erde hineinragt. Einem späteren Ausgräber würde sich also nach einem Abbrennen oder Verfallen des Gebäudes nichts als der unten wiedergegebene Grundriß bieten, da allein die im Erdboden vermodernden Ständer sich als sog. „Pfostenlöcher" dunkel in dem sandigen

ABB. 5. DER HANDLANGER schält hinter dem Bauernhaus die Stämme

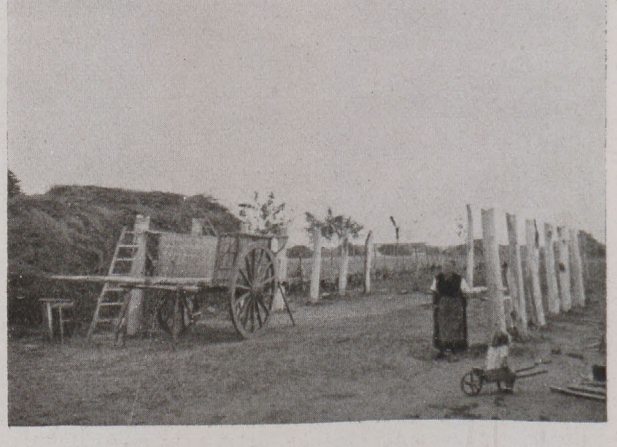


ABB. 6. 1. Tag. Die beiden Ständerreihen stehen fest im Boden. Oben sind die Ständer eingekerbt, um die Pfette aufzunehmen

ABB. 7. 2. Tag. Über den Ständern sind die Giebelrofen errichtet und Kopfseitenstreben angebracht. Eben wird der Firstbalken hochgebracht

Boden jener Landschaft abzeichnen würden (Abb. 6a).

2. Tag: Starke Fichtenstämme sind horizontal in die Kerbe am oberen Ende der Ständer eingelegt und befestigt. Sie bilden die Fußpfette des Baus, die an beiden Seiten und an der Hinterfront vorhanden ist, während die Vorderseite offen bleiben soll. Nun werden über den 6 vorderen Ständerpaaren die Giebelrofen (Dachsparren) aufgerichtet. Obwohl der First vom Boden aus eine Höhe von 8 m hat, geschieht dies ohne Leiter und ohne Gerüst. Man bedient sich dazu folgenden Kniffs: Die beiden Stangen werden neben dem betreffenden Ständerpaar so gegeneinander auf den Boden gelegt, daß ihre Spitzen nebeneinander zu liegen kommen. Nachdem diese nun durch einen langen Nagel, der waagerecht beide miteinander verbindet, beweglich aneinander befestigt sind, können die Stangen von 3 Mann leicht durch Anheben in der Mitte (wo der Nagel eingeschlagen ist) und Gegendruck von den Enden her bis zur gewünschten Giebelhöhe angehoben werden. Eine an dem Nagel befestigte Schnur von 8 m Länge, die unten beschwert ist, zeigt an, ob der Giebel die richtige Höhe erreicht hat. Nun werden die Stangen unten an Ständer und Fußpfette festgenagelt. Kopfstreben zwischen Giebelrofe und Ständer sowie seitliche Streben zur Pfette hin befestigen Höhen- und Seitenlage des Baus. Sobald die Giebelrofen über allen 6 Ständerpaaren errichtet sind, wird auf halber Höhe des Daches noch ein Gerüst eingezogen, das die Giebelrofen längs und quer miteinander verbindet. Die oberen Enden der Stangen ragen in ungleicher Länge in die Höhe (Abb. 7). Sie werden kurz abgesägt und in die Kreuzung wird später ein Firstbalken gelegt.

Das Gerüst des zukünftigen Baus steht am Abend des zweiten Tages vollkommen fertig vor uns. Alle weiteren Arbeiten dienen nur noch der Deckung des Baus bzw. deren Befestigung.

Als eine Besonderheit unseres Baus wurden schon die Walme herausgestellt. Für den rückwärtigen wurde das letzte Ständerpaar freigelassen, den vorderen, der nur halb heruntergezogen werden wird, sollen einst die vorn weit herausragenden Enden des Stützgerüsts auf halber Dachhöhe tragen.

3. Tag: In seitlichen Abständen von je 30 cm werden schwächere Fichtenstangen als Rofen steil auf das Dachgerüst genagelt. Die freien Enden stehen oben sich überkreuzend unregelmäßig heraus. Auch von der rückwärtigen Fußpfette ziehen nun Rofen strahlenförmig zum Giebel empor (Abb. 8).

4. Tag: In 30—35 cm Abstand werden nun quer über die Rofen waagerechte Latten genagelt, so daß auf dem Dach ein festes und dichtes Gitterwerk entsteht (Abb. 9).

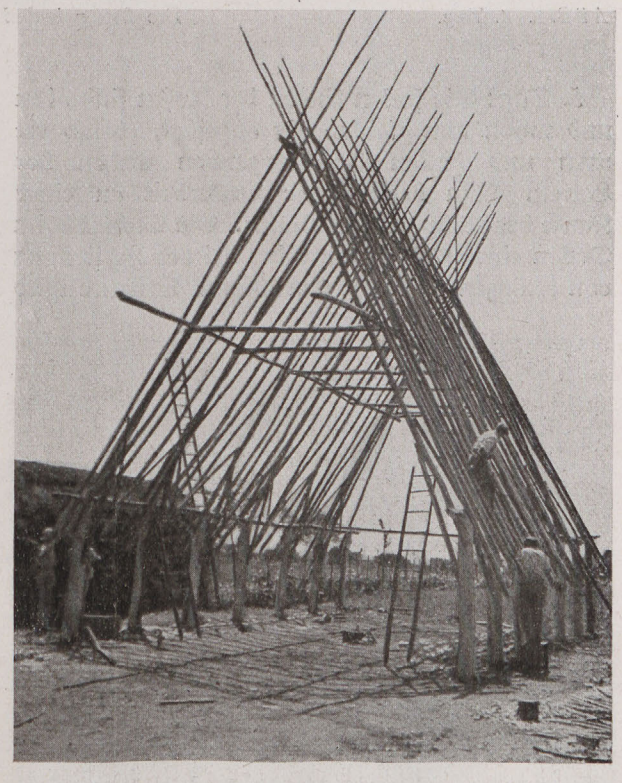


ABB. 8. 3. Tag. Das schon am 2. Tage angebrachte Gerüst auf mittlerer Dachhöhe ist deutlich zu erkennen. Rofen bedecken in 30 cm Abstand das ganze Dach

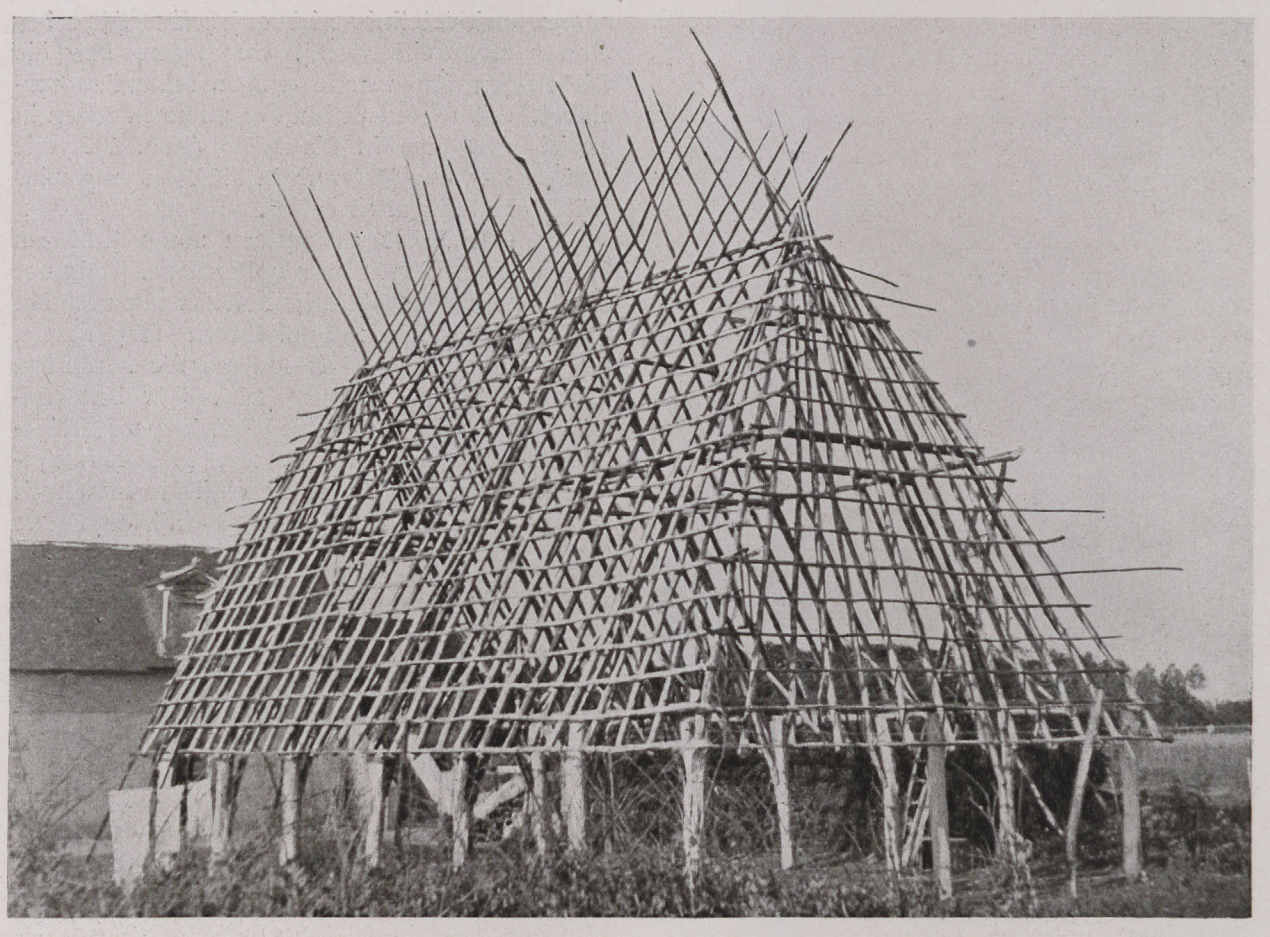


ABB. 9. 4. Tag. *Die Latten bedecken das Dach und bilden mit den Rofen ein dichtes Gitternetz*

5. Tag: Die freien Enden der Rofen ſind oben und unten nun gleichmäßig abgeſägt, ebenſo die vorn und hinten herausragenden Enden der Latten. Nun beginnt die Deckarbeit an einer Kante des rückwärtigen Walms. Die Technik beim Decken einer Kante gleicht der bei der Herſtellung von Kränzen üblichen: Ein Bündel Bruyère wird unten an der Kante durch einen Draht befeſtigt, das nächſte Bündel halb überdeckend darübergelegt uſw. (Abb. 10).

ABB. 10. 5. Tag. Die Deckarbeit hat an einer Kante des Daches begonnen

6. Tag: Der rückwärtige Walm und die Hälfte der einen Langſeite ſind gedeckt. Beim Abdecken der flachen Dachteile wird ein Bündel Reiſig flach auf das Dach gebreitet und durch ein etwa 75 cm langes Holz, das mit Draht an Rofen und Latten befeſtigt wird, angepreßt. Darüber wird, das erſte Bündel halb überdeckend, das nächſthöhere Bündel gelegt. Zur handgerechten Bereitlegung der Bündel bedient man ſich eines einfachen Geſtells, das im Volksmund le chât = die Katze genannt wird, weil es an jeder Stelle des Dachs mit einem Haken befeſtigt werden kann, alſo gewiſſermaßen auf dem Dach klettert (Abb. 11).

7. Tag: Das Dach iſt beinahe ringsherum fertig gedeckt.

8. Tag: Gegen Mittag iſt die Deckung des Daches beendet. Es wird nun noch der Helm, eine dem Firſt entlanglaufende Verſtärkung des Daches aufgeſetzt. Kleine Reiſigbündel werden von beiden Seiten oben auf den Firſt geheftet. Je zwei nebeneinanderliegende und zwei gegenüberliegende Bündel werden nun mittels Draht an-

einander befestigt, so daß der ganze Helm fest in sich zusammenhängt. Um den Draht durch die einzelnen Bündel zu führen bedient man sich einer etwa 50 cm langen, fingerdicken „Nadel" aus Akazienholz, in deren rückwärtiges Öhr der Draht eingeführt wird (Abb. 12).

Ein Strauß Gartenblumen auf dem vorderen Giebel verkündet das Richtfest.

9. Tag: Man beginnt mit der Schließung der Wände. An der Außenseite der Ständer sind Fichtenstangen horizontal angenagelt. Gegen diese werden von innen 2 Reisigbündel gelegt — eines aufwärts und eines abwärts gerichtet — und durch Stangen festgehalten, die so geschnitten sind, daß sie gerade in den Zwischenraum zwischen den Ständern passen. Sie werden mittels Draht unter Benützung der oben erwähnten „Nadel" gegen die ersteren Stangen gepreßt. Während diese Arbeiten noch im Gang sind, beginnt der Bauer schon, das erste Stroh in den Neubau einzufahren (Abb. 13).

10. Tag: Die Seitenwände sind fertiggestellt. Der Bau ist damit vollendet. Die Vorderseite

ABB. 12. 8. Tag. Ein Blumenstrauß verkündet das Richtfest. Noch sind die Seitenwände nicht fertiggestellt, da wird schon der erste Heuwagen im neuen Speicher abgeladen

ABB. 11. 6. Tag. Beim Decken des Daches. Der Handlanger bringt neues Reisig, während der Meister ein in der „Katze" bereitliegendes Bündel ergreift

des von uns in seinem Entstehen verfolgten Baus bleibt — nur von dem kleinen Walm geschützt, offen. Dies ist das Kennzeichen der nur als Stroh- und Heuspeicher verwendeten Bauten. Ist eine Verwendung als Geräteschuppen, Stall o. dgl. beabsichtigt, so wird vorn eine Wand, in welcher die Türöffnung freigelassen ist, eingezogen und das Giebelfeld geschlossen.

So mannigfach auch die kleinen Verschiedenheiten an diesen Bauten sein mögen, so bleibt doch die eben aufgezeigte Grundkonstruktion des Gerüstes stets gleich, ja sogar ein Bau, wie der in Abb. 14 wiedergegebene, gehört offensichtlich in diese Reihe, wenngleich sein Aussehen von dem des normalen Typus entschieden abweicht. Pfosten und Fußpfette sind jedoch genau wie in allen Fällen zu finden. Auch die Wandkonstruktion entspricht vollkommen der sonst üblichen, selbst der Windschirm im „Giebelfeld" ist vorhanden, nur das Giebeldach ist durch eine einfache Strohanhäufung ersetzt, die auf einer einfachen flachen Balkendecke ruht: Von Ständer zu Ständer sind in der Querrichtung des Baus Balken gelegt, über

ABB. 13. 9. Tag. Mit der Nadel aus Akazienholz werden die Reisigbündel der Wände befestigt (links im Bilde, Außenseite der Bauer)

welche in der Längsrichtung eine Lage aus schwachen Fichtenstämmchen hinwegzieht. Über diesem Boden ist dann Stroh so geschichtet, daß es das Wasser nach beiden Seiten hin abfließen läßt, eine Technik, die sich zweifellos von den großen Strohhaufen herleitet, die man im Feld nach dem Ausdreschen von demjenigen Stroh errichtet, das man nicht in die Scheunen einfahren kann und das so das Winterwetter recht gut über-

ABB. 14. SPEICHERBAU mit Strohdach über flacher Decke

dauert. Selbst der scheinbare Strohhaufen, den Abb. 15 zeigt, gehört noch hierher, denn sobald wir durch den niedrigen Eingang geschlüpft sind, finden wir in seinem Inneren die bekannte Ständer-Pfettenkonstruktion. Man hat lediglich auf die Seitenwände aus Reisig verzichtet und sich mit einer einfachen Strohdeckung begnügt. Erst die in Abb. 16 wiedergegebene Feldarbeiterhütte, die in ihrem Inneren ein einfaches Lager für die Mittagsrast und einige Geräte birgt, stellt einen anderen Typ dar, den wir am ehesten, wenn wir vergleichen wollen, mit dem Haus der Mittelsteinzeit zusammenstellen. Elastische Stäbe sind in zwei Reihen in den Erdboden gesteckt und oben, in etwa 1 m Höhe, zusammengefaßt. Die Rückseite ist gerundet, die Vorderseite offen, zwei Teerpappestücke — an Stelle der mesolithischen Schilfdecke — schützen in unserem Fall den Bau einigermaßen vor Regen.

Über Bauten, die wir nur als Degenerationstypen ansehen konnten, sind wir schließlich bei

ABB. 15. VORRATSHÜTTE. Scheinbar nur ein Strohhaufen, in Wirklichkeit jedoch eine stark degenerierte Hütte, in deren Innerem wir die gesamte Holzkonstruktion finden

einer äußerst primitiven Hütte angekommen, die nicht mehr im Zusammenhang mit dem Bauerngehöft steht, sondern hier und da auf den Feldern zu finden ist.

Wir können heute nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, auf welche Zeiten in jener Gegend die geschilderten Bauten zurückgehen. Daß sie in ihrer Einfachheit sehr alten Baugrundsätzen entsprechen, ist sicher. Ob es sich wirklich um einen Bautyp handelt, der aus einer Zeit stammt, da in jener Gegend der nordische Holzbau noch nicht durch den romanischen Steinbau verdrängt war

ABB. 16. FELDARBEITERHÜTTE bei Mazé („mesolithische" Bauweise)

oder ob er erst in jüngerer Zeit aus einem Bedürfnis heraus entstanden ist, wobei von selbst eine primitive Bauweise wiedergefunden wurde, werden wir wohl nie mehr mit Sicherheit ermitteln können. Auf jeden Fall aber hat uns die nähere Betrachtung dieser Bauten eine Reihe bemerkenswerter Erkenntnisse zum vorgeschichtlichen Hausbau vermittelt.

Nachrichten

Feierstunde für Wilhelm Teudt

Von der Kreisleitung Lippe der NSDAP. und der Stadtverwaltung Detmold wurde zu Ehren des kürzlich verstorbenen Germanenforschers Wilhelm Teudt am 31. Januar im Rathaussaal zu Detmold eine Gedenkfeier veranstaltet. Außer den Angehörigen des Verstorbenen hatten sich zahlreiche Vertreter von Partei, Wehrmacht und Staat, sowie Anhänger, Freunde und Mitarbeiter eingefunden. Bürgermeister Gierlichs zeigte in seiner Rede die engen Beziehungen Teudts zu seiner Heimatstadt Detmold auf. Für die von ihm ins Leben gerufene Osningmark-Gesellschaft sprach Oberstudiendirektor Dr. Bünte. Kreisleiter Wedderwille überbrachte den Anwesenden die Grüße des Gauleiters. Im Auftrage des Bundesführers des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte Professor Reinerth hielt sodann sein Mitarbeiter Dr. R. Ströbel die Gedenkrede.

Dr. Rupert Gießler gefallen

Bei den schweren Kämpfen an der Ostfront fiel am 2. Januar der erst vor kurzem zum Doktor der Vorgeschichte promovierte Unteroffizier in einem Inf.-Reg. und Träger des goldenen Ehrenzeichens der HJ., Rupert Gießler, ein Schüler von Professor Kraft in Freiburg i. Br. Selbst aus Offenbach in Baden gebürtig, galt seine besondere Vorliebe stets dem Stamm der Alamannen, über den er hauptsächlich gearbeitet hat.

Vorträge der Gruppe Berlin des Reichsbundes. Zur Herkunft der Runen

In Fortsetzung der vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte veranstalteten Vortragsabende sprach am 29. Januar der bekannte Tübinger Religions- und Sprachforscher, Professor W. Hauer, über „Die westindogermanische Herkunft der Runen und der europäischen Alphabete". Der herrschenden Lehrmeinung von der Erfindung der Schrift durch die Phönizier und ihrer späteren Entlehnung durch die alten Griechen, Römer, Etrusker und endlich Germanen (Runen) stellte er die Ergebnisse seiner eigenen langjährigen Forschungen auf diesem noch heiß umstrittenen Gebiet gegenüber. Es gelang ihm, recht überzeugend und eindrucksvoll nachzuweisen, daß die alten Phönizier gar keine Semiten gewesen seien, wie ihr Name glauben macht, sondern Illyrer, also ein indogermanischer Volksstamm, der erst in seiner neuen Heimat Kanaan allmählich semitisiert wurde. Mit ihrem Erscheinen in Palästina im 13. Jahrhundert v. d. Ztr. hört dort eigenartigerweise die bis dahin benutzte, aus einer Keilschrift entwickelte Buchstabenschrift auf, um einer der griechischen verwandten Linearschrift zu weichen. Vorgeschichtliche Funde von Schriftresten aus Mittelgriechenland zeigen deren Herkunftsweg an.

An Hand dieser und anderer Tatsachen machte Professor Hauer den westindogermanischen Ursprung, der den Germanen, Griechen, Italikern und Phöniziern gemeinsamen Schriftzeichen wahrscheinlich. Möglicherweise bestätigen die von ihm herangezogenen zahlreichen Sinnbilder auf nordischen und italischen Felszeichnungen und Gefäßen dieses Ergebnis. Jedenfalls legen sie eine zusammenhängende westindogermanische Sinnbildüberlieferung nahe, deren einzelne Zeichen vermutlich auch schon Lautwert besessen haben und u. a. im Losorakel gebraucht wurden, wie das z. B. Tacitus für die Germanen bezeugt.

Deutsche Sinnbildforschung in der Bretagne

Eine willkommene Ergänzung zu den im Vorjahre von Dr. Hülle und im Januar d. J. von Studienrat Walburg gehaltenen Lichtbildvorträgen über die Forschungsergebnisse des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP. in der Bretagne bot der am 19. Februar vom Landesleiter und Leiter der Nord- und westdeutschen Arbeitsgemeinschaft im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Professor W. Matthes aus Hamburg gebrachte Vortrag „Zur Erforschung der jungsteinzeitlichen Bildzeichen der Bretagne". Professor Matthes war im Sommer 1941 ebenfalls vom Reichsamt für Vorgeschichte aus mit der Sonderaufgabe betraut worden, den außerordentlich zahlreichen Spuren von Sinnbildern und Felsritzungen namentlich an den bretonischen Grabbauten der Jungsteinzeit nachzuforschen und nach Möglichkeit eine Klärung des mit ihnen zusammenhängenden Totenbrauchtums zu versuchen. Der Redner konnte daher aus einer selbst zusammengetragenen reichen Materialfülle schöpfen, deren Bedeutung freilich im einzelnen noch keineswegs immer feststeht. Doch verstärkten seine interessanten Lichtbilder wesentlich den bereits früher gewonnenen Eindruck eines vielgestaltigen Brauchtums in der Bretagne, das in manchen Zügen an Formen des nordischen Lebenskreises anklingt.

Neue Forschungen in Westthüringen

Durch Untersuchungen des Heimathauses in Treffurt unter der Leitung von Fr. Rausch gelang, es in der Gegend des westthüringischen Werralaufes zunächst die dortigen geologischen und paläontologischen Verhältnisse klarzustellen. Ein schöner Erfolg erbrachte sodann die Suche nach Spuren menschlicher Kulturhinterlassenschaften. Zwei gut bearbeitete Feuerstein-Schaber aus dem Kleintöpfertale konnten der Handspitzenkultur der Weimarer Stufe zugewiesen werden. Besondere Beachtung kommt jedoch einem bei der Ziegelei desselben Tales unter einer 4 m hohen Lößschicht aufgedeckten Jagdlager der jüngeren Altsteinzeit zu. Außer einem Menschenknochen (wohl Wadenbein) barg es zahlreiche Tierknochen hauptsächlich von Wildpferd und Nashorn, aber auch von Wisent, Wildrind, Rothirsch, Mammut, Schwein (?) sowie Geweihbruchstücke von Rentier- und Rothirsch. An Werkzeugen wurden einige Schlagsteine und eine bearbeitete Hirschhornspitze gefunden. Auf den Gebrauch des Feuers bei diesen Jägern wies das Vorkommen von Kohlestückchen hin.

Der Jungsteinzeit, und zwar der Bandkeramik, gehörten zahlreiche Funde einer Ausgrabung bei Niederorla an, darunter prachtvolle Steinbeile. Unterhalb von Treffurt im ehemaligen Lachesee konnten Pfähle entdeckt werden, die vielleicht ein Gegenstück zu den Pfahlbauresten im Fuldatal bilden.

Außerordentlich zahlreiche Scherben, Steingeräte und Abspliße wurden auf dem Questenberg bei Treffurt gefunden. Sie kennzeichnen ihn bis ins Mittelalter hinein als besonders auffälligen Fundplatz von vielleicht religiöser Bedeutung. Eine spätere genauere Untersuchung ist daher geplant. Bis in frühmittelalterliche Zeit reichen auch die beiden Wüstungen Reimannshausen am Werraknie und Lachehof am ehemaligen gleichnamigen See. Letztere wies unter anderen auch kammstrichverzierte slawische Gefäßreste auf. Möglicherweise haben die hierher verpflanzten Slawen bei der Ummauerung der Stadt Treffurt zur Zeit der Sachsenkönige Hilfsdienste geleistet.

Bücheranzeigen

Werner Hülle, Die Steine von Carnac. Führer zur Urgeschichte, herausgeg. von Hans Reinerth, Bd. 15. Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1942. 94 S., 17 Taf., 17 Abb. im Text. RM. 4,80.

Der Schaffung eines freien Europa auf neuer Grundlage dienen nicht nur die gewaltigen kämpferischen Leistungen unseres Zeitalters, ihnen läuft vielmehr auch die Erforschung der kulturellen Bedingtheiten und Möglichkeiten europäischen Volkstums parallel. Wie der Pionier der kämpfenden Truppe, so folgt dem siegreichen Heere der Bauer, der Wirtschaftler und — der Forscher. Mit an erster Stelle steht hier der Vorgeschichtsforscher, der die vorgeschichtlich-rassischen Grundlagen der Völker Europas und damit die maßgebliche Beteiligung der nordischen Rasse an der Schaffung der europäischen Kultur zu erkunden hat. Das Reichsamt für Vorgeschichte unter Leitung von Professor Dr. Hans Reinerth hat hier im Auftrage von Reichsleiter Alfred Rosenberg in den besetzten Gebieten bereits an mehreren Stellen angesetzt. Der erste Auftrag, mit dessen Durchführung Dr. habil. Werner Hülle betraut wurde, galt der Erforschung der gewaltigen Steindenkmäler der Bretagne, die seit Jahrzehnten der Forschung große Rätsel aufgegeben haben. Dieser Auftrag hat durch die soeben erschienene Arbeit Hülles einen ersten Abschluß gefunden. Unter Anwendung modernster Forschungsmittel ist es Hülle gelungen, einen Teil der Rätsel zu lösen, andere der Lösung näherzubringen. Es gelang ihm, Klarheit in die zeitliche Stellung der Denkmäler zu bringen und auch die rassische Zugehörigkeit ihrer Erbauer (westisch und nordisch) weitgehend zu klären. Hülle sieht in jenen Menschen der Steinzeit die Vorfahren der heutigen Bretonen. Mit ihrem Volkstum, der Landschaft, ihrer Vorgeschichte und Geschichte macht uns der Verfasser in dem Führer bekannt. Unter Hinweisen auf Sage, Sitte und Brauch wertet er seine Ergebnisse aus. Die eindrucksvolle, allgemeinverständliche Darstellung und der klare Übersichtsplan machen das Büchlein neben guten Abbildungen als Führer durch die Vorgeschichte der Bretagne besonders wertvoll. Es wird nicht nur den Soldaten des Westens, für die er in erster Linie gedacht ist, sondern auch weiteren Kreisen sehr willkommen sein. Mit Interesse erwartet der Forscher wie der Vorgeschichtsfreund die für die Zeit nach dem Kriege angekündigte umfangreichere Veröffentlichung über diesen fesselnden Stoff. Herausgeber und Verlag aber danken wir es, daß uns dieser erste Einblick in die gewaltigen Steindenkmale bei Carnac schon jetzt ermöglicht wurde.

Gerhard Müller, Der Umritt. Seine Stellung im deutschen Brauchtum. Arbeiten aus dem Institut für Deutsche Volkskunde, Universität Tübingen, herausgeg. von Professor Dr. G. Bebermeyer. 3. Bd. Verlag Kohlhammer, Stuttgart. 1941. 83 S. RM. 3,60.

Das vorliegende Buch über den Umritt ist aus einer Tübinger Dissertation hervorgegangen. Es bildet zunächst nur eine Teilveröffentlichung dieses wichtigen Themas, die aber schon jetzt zu einem gewissen Abschluß gebracht werden konnte. Der Verfasser grenzt sein Thema ab auf die Behandlung von „Umritt" und „Zielritt", legt die Fragestellung und das Ziel der Arbeit vor und untersucht sodann den Stand der bisherigen Forschung. An einer Fülle noch lebendiger Beispiele werden die besonderen Formen und die Träger des Umrittes festgestellt und endlich eine Charakteristik des Umrittbrauches sowie Untersuchungen über das Sinnverständnis und die Deutung vorgenommen. In der Charakteristik wird auf die Bedeutung des Pferdes für Form und Sinn des Brauches hingewiesen. Mit Recht betont M., daß der Brauch auf uralte germanische Sitte zurückzuführen ist. Das Pferd steht damals wie jetzt im Mittelpunkt des Geschehens. Es ist aber nicht Gott, da eine solche Einstellung germanischem Denken zuwiderläuft. Es lassen sich auch keine „Urtypen" des germanischen Brauches erkennen, im Gegenteil spricht alles dafür, daß bei gleichem Inhalt die äußeren Formen bereits in alter Zeit ebenso vielseitig waren wie später und auch heute in vielfach abgewandelten Formen. Den Sinn des Brauches zu erfassen ist ebenso schwierig, wenn nicht unmöglich, wie eine Deutung vorzunehmen.

Die Arbeit ist sorgfältig aufgebaut und wird allen Belangen, die an ein derartiges Thema zu stellen sind, gerecht. Sie zeigt deutlich, wie uralte Überlieferung bis in unsere Tage lebendig geblieben ist.

Heimatbuch. Bd. 4. Beiträge zur altmärkischen Heimatkunde. In Zusammenarbeit mit altmärkischen Heimatforschern und Heimatfreunden herausgeg. von Dr. Edwin Ritter. Verlag Grimm-Sohn, Gardelegen 1940/41. 251 S., 18 Abb.

Das Heimatbuch bringt Beiträge aus verschiedenen Gebieten, die für die Klärung örtlich begrenzter Fragen von Bedeutung sind, so aus der Geologie, der Vorgeschichte, der Geschichte, Sage, einzelner Persönlichkeiten und schließlich aus der Geschichte eines Dorfes: Zichtau. Auch die Geschichte des höheren Schulwesens wird berücksichtigt. Einige Aufsätze gehen über rein örtliches Interesse hinaus, so der Aufsatz über „Flintdolche" (das Wort sollte vermieden werden) „im Kreise Gardelegen" (P. Pflanz), von denen eine Anzahl verschiedener Formen vorgelegt wird. Die Zeitstellung dürfte für den größten Teil mit 2000—1800 v. d. Ztr. allerdings zu tief gegriffen sein. Wichtiger ist auch der Aufsatz über den „mythologischen Gehalt der altmärkischen Sage", wenngleich wir nicht allen Behauptungen des Verfassers (E. Schulze) zu folgen vermögen, vor allem nicht der Behauptung, daß sich die „sog. höhere Mythologie, die germanischen Göttergestalten", allmählich aus den Naturdämonen der niederen Mythologie entwickelt haben sollen.

Otto Lienau, Der Teppich von Bayeux, ein Zeuge nordisch-germanischer Schiffbaukunst. Schiffahrtstechnische Forschungen, 1. Heft, September 1941. Herausgeber Schiffbautechn. Ges. Berlin. Deutsche Verlagswerke Strauß, Vetter u. Co., Berlin. 17 S., 22 Abb., zum Teil farbig. RM. 2.—

Aus den Darstellungen des bekannten Teppichs von Bayeux hat der Verfasser diejenigen mit Schiffsabbildungen herausgegriffen und würdigt vom fachmännischen Standpunkt aus das Können germanischer Schiffbauer. Einleitend werden die geschichtlichen und geographischen Grundlagen der Entstehung der Bilder gegeben. Klare Handzeichnungen, die vor allem auch Einzelheiten der Schiffe erkennen lassen, von Fritz Krischen beleben die anschauliche und eindrucksvolle Würdigung.

Germanen-Erbe, Heft 3/4, 1942 enthält Aufnahmen von: Dr. Wilhelm Reinhart, Madrid, S. 43—53 und Umschlagbild; Bildberichterstatter Hans Retzlaff, Berlin, S. 33; Doz. Dr. Stemmermann, Metz, S. 56—62

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18 b Tel. 70861. — Verlag: Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). Pl. 2 Printed in Germany.

Modellwerkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

Seit Jahren steht die Modellwerkstatt des Reichsbundes mit ihren vorbildgetreuen, stoffechten Nachbildungen und Modellen zur deutschen Vorgeschichte im Dienste der Schulungsarbeit der nationalsozialistischen Bewegung, der Erziehungsaufgabe der Schulen und einer neuen lebendigen Darstellungsform unserer Museen.

A. Der Wagen in der Vor- und Frühgeschichte

Alle Wagen 1/5 nat. Größe

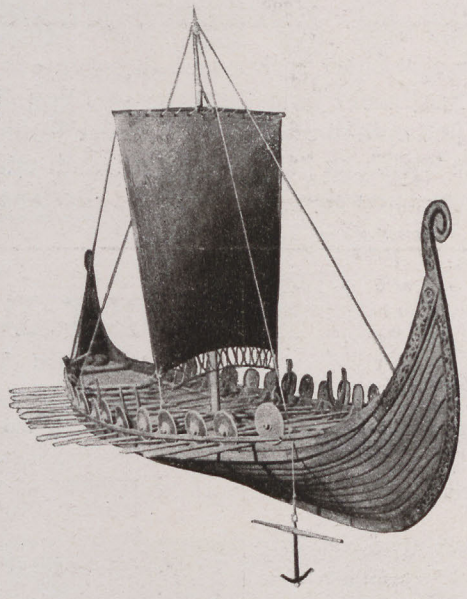
1. Nordischer Zweiradwagen der Steinzeit um 2000 v. d. Ztr. RM. 38.—
2. Urgermanischer Rennwagen um 1500 v. d. Ztr. RM. 54.—
3. Vierrädriger Wagen der Bronzezeit, Wasserburg Buchau, um 1100 v. d. Ztr. RM. 80.—
4. Dejberg-Wagen, germanischer Prunkwagen um 100 v. d. Ztr. RM. 90.—
5. Oseberg-Wagen, Wikingerzeit um 800 RM. 90.—

Ermäßigter Bezugspreis der vollständigen Modellreihe A RM. 290.-

B. Nordisch-germanischer Schiffsbau von der Bronzezeit bis zu den Wikingern

Alle Boote in 1/20 nat. Größe

1. Einbaum der Bronzezeit um 1100 v. d. Ztr. RM. 12.—
2. Hirschsprungboot, ältestes germanisches Plankenboot um 200 v. d. Ztr. RM. 51.—
3. Nydamboot um 450 RM. 176.—
4. Osebergschiff, frühe Wikingzeit um 800 RM. 240.—



Ermäßigter Bezugspreis der vollständigen Modellreihe B RM. 420.-

C. Haus und Hof im nordisch-germanischen Lebenskreis

Alle Bauten 1/25 nat. Größe

1. Nordisches Urhaus, Klein-Meinsdorf, um 3000 v. d. Ztr. RM. 40.—
2. Zweiräumiges nordisch. Vorhallenhaus (Stabbau) Führerhaus Aichbühl, um 2200 v. d. Ztr. RM. 70.—
3. Urgermanisches Haus, Viesecke/Prignitz, um 1100 v. d. Ztr. RM. 62.—
4. Germanischer Bauernhof, Uehlow/Prignitz, um die Zeitwende RM. 70.—

Ermäßigter Bezugspreis der vollständigen Modellreihe C RM. 220.-

Bestellungen und Anfragen sind zu richten an:

Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Modellwerkstatt, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 8

Nr. 14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6. Jahrhundert n. d. Zr.)

Ausführliche Prospekte kostenlos!

Bilder zur deutschen Vorgeschichte

1. Urmenschen auf der Höhlenbärenjagd (Zeit des Neandertalers, letzte Zwischeneiszeit).
2. Höhlenleben zur älteren Steinzeit.
3. Wohnplatz der mittleren Steinzeit. Um 8000 v. d. Zr. (noch nicht erschienen).
4. Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit.
5. Handwerk und Handel zur Bronzezeit.
6. Leichenverbrennung bei den Germanen zur Eisenzeit.
7. Das Hakenkreuz in fünf Jahrtausenden.
8. Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit).
9. Germanisches Gehöft z. Beginn u. Zr. (Wehrhaftes Bauerntum).
10. Bau eines Großsteingrabes (jüngere Steinzeit).
11. Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit.
12. Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr.
13. Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 n. d. Zr.
14. Der Reiter von Valsgärde (Wikingerzeit, 6 Jahrh. n. d. Zr.).
15. Das Königsgrab von Seddin. Hügelgrabbestattung eines germanischen Fürsten um 800 v. d. Zr.

Größe der Bilder: Nr. 1—13, 15 75×100 cm, Nr. 14 Bildgröße 50×70 cm, Blattgröße 55×78 cm.

Preise: Nr. 1—13, 15 je unaufgezogen RM. 3.60, schulfertig RM. 4.25, auf Pappe RM. 6.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 7.80; Nr. 14 unaufgezogen RM. 5.—, schulfertig RM. 5.55, auf Pappe RM. 7.—, auf Leinwand mit Stäben RM. 8.50.

Preise der Erläuterungen: zu Nr. 1 u. 9 je RM. —.90, zu Nr. 4, 6, 8, 10, 14 und 15 je RM. —.80.

Genehmigt und zur Anschaffung empfohlen von der Prüfungsstelle für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

F. E. Wachsmuth / Leipzig C 1, Kreuzstraße 3

Bilder zur deutschen Vorgeschichte welche von dem Amt für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. **genehmigt und zur Anschaffung** empfohlen wurden, erscheinen im

Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig C 1

Die außerordentlich eindrucksvollen Bilder, welche nach Angaben von Prof. Dr. Hans Reinerth und Prof. Dr. Walther Schulz von Kunstmaler Jung-Ilsenheim und Prof. Wilh. Petersen in vollendeter Gestaltung geschaffen wurden, sind nicht nur Schulbilder, die der Forschung entsprechend zeigen, auf welch hoher Kulturstufe unsere Vorfahren standen, sondern auch wirkliche Kunstblätter, die verdienen, als Wandschmuck einen Ehrenplatz zu erhalten! **Verlangen Sie kostenlos Prospekte.**

Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte

Herausgegeben von Prof. Dr. Rudolf Stampfuß, Dortmund

In dieser Schriftenreihe werden geschlossene Fundplätze Westdeutschlands in eingehender wissenschaftlicher Bearbeitung, nicht nur als reine Fundberichte dargeboten. Leitgedanke bleibt dabei „die geschichtliche Wertung unserer Bodenurkunden, hinter denen wir in erster Linie den Menschen in seinem geschichtlichen Handeln sehen".

Bd. 1: **Der spätfränkische Sippenfriedhof von Walsum**
Von Prof. Dr. Rudolf Stampfuß, Dortmund. V, 65 Seiten mit 220 Abbild. im Text, auf 21 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. 1939. gr. 8°. Kart. RM. 8.50

Bd. 2: **Das Hügelgräberfeld Rheinberg (Kr. Mörs)**
Von Prof. Dr. Rudolf Stampfuß, Dortmund. Mit einem Beitrag von Ursula Thieme, Bonn. III, 86 Seiten mit 225 Abbild. im Text, auf 21 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. 1939. gr. 8°. Kart. RM. 9.50

Bd. 3: **Das germanische Brandgräberfeld Keppeln (Kr. Kleve)**
Von Dr. H. v. Petrikovits, Bonn und Prof. Dr. R. Stampfuß, Dortmund. III, 92 Seiten mit 202 Abbild. im Text, auf 8 Tafeln und 1 Ausschlagtafel. 1940. gr. 8°. Kart. RM. 9.80

Bd. 4: **Die Mittelsteinzeit am Nordrande des Ruhrgebietes**
Im Auftrage des Oberbürgermeisters der Stadt Herne bearbeitet von Karl Brandt, Herne. VI, 77 Seiten mit 685 Abbild. im Text, auf 30 Tafeln und 1 Karte. 1940. gr. 8°. Kart. RM. 7.50

Weitere Bände folgen zwanglos

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Führer zur Urgeschichte

Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin

Diese Sammlung bringt in zwangloser Folge selbständige Einzeldarstellungen, die mit reichen Bildbeigaben die Kenntnis bedeutender Fundstätten und Funde der Vorzeit vermitteln sollen. Sachliche Strenge der Form und lebendige Gemeinverständlichkeit der Haltung bringen die Sammlung dem Fachvorgeschichtler und dem Freund der Vorgeschichte gleich nahe.

Folgende Bände sind z. T. lieferbar, weitere sind vorgesehen:

Bd. 2: **R. Stampfuß: Das germanische Hügelgräberfeld Diersfordt**
45 Seiten mit 13 Abbild. im Text u. 15 Tafeln. 1928. gr. 8°. Kart. RM. 1.50

Bd. 7: **F. Adama van Scheltema: Der Osebergfund**
2., verbesserte Auflage. 78 Seiten mit 87 Abbild. im Text u. auf 28 Tafeln. 1938. gr. 8°. Kart. RM. 4.20

Bd. 9: **Hans Reinerth: Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen**
9.—12. Tausend. 184 Seiten mit 150 Abbild. im Text und auf 48 Tafeln 1936. gr. 8°. RM. 4.80

Bd. 10: **Hans Reinerth: Das Pfahldorf Sipplingen. Ergebnisse der Ausgrabungen des Bodenseegeschichtsvereins 1929/30**
2., ergänzte Auflage. 156 S. m. 27 Abbild. im Text u. 32 Tafeln. 1938. gr. 8°. RM. 4.80, geb. RM. 6.—

Bd. 11: **Just Bing: Der Sonnenwagen von Trundholm**
46 Seiten mit 48 Abbild. im Text u. 7 Tafeln. 1934. gr. 8°. Kart. RM. 3.—

Bd. 12: **Walter Schmid: Der Kultwagen von Strettweg**
42 Seiten mit 9 Abbild. im Text u. 24 Tafeln. 1934. gr. 8°. Kart. RM. 3.50

Bd. 13: **Peter Paulsen: Der Goldschatz von Hiddensee**
94 Seiten mit 104 Abbild. im Text u. auf 32 Tafeln 1936. gr. 8°. Kart. RM. 4.80

Bd. 14: **W. Radig: Heinrich I. der Burgenbauer und Reichsgründer**
120 Seiten mit 60 Abbild. im Text und 35 Tafeln. 1937. gr. 8°. Kart. RM. 7.50

Bd. 15: **W. Hülle: Die Steine von Carnac**
94 Seiten mit 17 Abbild. im Text, 1 mehrfarbigen u. 17 schwarzen Tafeln. 1942. gr. 8°. Kart. RM. 4.80

Die Sammlung wird fortgesetzt

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig